

Kai Witzlack-Makarevich / Coretta Storz / Nadja Wulff (Hg.)
Von Alfons Zitterbacke bis Zonen-Gaby

Kai Witzlack-Makarevich /
Coretta Storz / Nadja Wulff (Hg.)

Von Alfons Zitterbacke bis Zonen-Gaby

Die DDR in Elf 99 Kapiteln

EDITION
Noack  Block

Umschlagabbildung: RFT Color 20, der erste Farbfernseher der DDR
© INTERFOTO / TV-Yesterday

Mit freundlicher Unterstützung der Volksbank Chemnitz eG



**Volksbank
Chemnitz eG**

Ihr Partner in der Region Chemnitz-Zwickau-Erzgebirge

ISBN 978-3-86813-118-5

© Edition Noack & Block in der Frank & Timme GmbH
Berlin 2021. Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk einschließlich aller Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechts-
gesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in
elektronischen Systemen.

Herstellung durch Edition Noack & Block
in der Frank & Timme GmbH,
Wittelsbacherstraße 27a, 10707 Berlin.

Printed in Germany.

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

www.noack-block.de

Inhalt

„Ossis“ und „Wessis“ ... Ein Vorwort 9

Alfons Zitterbacke 11

Alle Vögel sind schon da 13

Am Fenster 15

Antifaschistischer Schutzwall 17

Arbeiterschließfächer 19

Auferstanden aus Ruinen 21

Ausreiseantrag 23

Biermann-Affäre 25

Bitteres aus Bitterfeld 27

Bitte warten, Sie werden platziert! 29

Blockflöten 31

Bückware 33

Christen in der DDR 35

Coming out 37

Das schönste Gesicht des Sozialismus 39

Das Traumschiff 41

Das tritt nach meiner Kenntnis ... ist das sofort, unverzüglich 43

DEFA 45

Delikat-Läden 47

Den Sozialismus in seinem Lauf halten weder Ochs noch Esel auf! 49

Depeche Mode 51

Der Rote Elvis 53

Der Schwarze Peter 55

Der Sonderzug nach Pankow 57

Die Legende von Paul und Paula 59

Die neuen Leiden des jungen W.	61
Die Partei, die Partei, die hat immer recht!	63
Diesen Weg auf den Höh'n bin ich oft gegangen ...	65
Diplomaten im Trainingsanzug	67
Dostoprimetschatjelnosti	69
Druschba-Trasse	71
DT64	73
Du hast den Farbfilm vergessen, mein Michael!	75
Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik	77
Ein Kessel Bunes	79
Elf 99	81
Exquisit: Mode im Staatsauftrag	83
Freiheit für Angela Davis!	85
Freundschaft!	87
Freygang und die Ambivalenz des rechtsfreien Raums	89
Gärtnern zum Wohle des Volkes	91
Gaucken	93
Geteilte Himmel	95
Grüner und rosafarbener Elefant	97
Grüne Wiese, Weißer Traum und Blauer Würger	99
Gute Freunde in der Volksarmee	101
Ha – ho – he, wir hassen den BFC!	103
Hoheneck	105
Hurra, hurra, der Bus ist da. Wir fahren an den FKK!	107
Intershop: (K)ein ständiger Begleiter des Sozialismus	109
Jahresendfigur mit Flügeln	111
Jugendweihe	113
Jugendwerkhof	115
Karl-Marx-Stadt	117
Kaufhalle	119

Klassenfahrt zum Klassenfeind	121
Konterrevolution – der Volksaufstand vom 17. Juni 1953	123
Kosmonautenkult	125
Leistungsunterstützende Mittel	127
Mächtig gewaltig, Egon!	129
Mehr Spaß mit Mondos	131
Meine Mutti ist Abteilungsleiter	133
Montagsdemonstrationen	135
Mosaik: Digedags und Abrafaxe	137
Nackt unter Wölfen	139
Neues Deutschland	141
Neues Forum	143
Niemand hat die Absicht, eine Mauer zu errichten!	145
Planwirtschaft im Fünfjahrestakt	147
Polizeiruf 110	149
POS	151
Prenzlauer Berg	153
Reichsbahn	155
Rennpappe aus Plastik	157
Republikflucht und Schießbefehl	159
Republikgeburtstag und 1. Mai	161
Robotron U 61000 und Z 1013	163
Sandmann, lieber Sandmann, es ist noch nicht soweit	165
Schild und Schwert der Partei	167
Schwarzenberg	169
Schwerter zu Pflugscharen	171
Seid bereit!	173
She was Sunny, we will say ...	175
Sing, mei Sachse, sing	177
Spartakiadesieger von heute ...	179

Sparwasser-Tor	181
Spur der Steine	183
Subbotnik	185
Sudel-Ede und sein Schwarzer Kanal	187
Sushi in Suhl	189
Tal der Ahnungslosen	191
Täve, Täve!	193
Thälmann ist niemals gefallen!	195
Treuhand	197
Über sieben Brücken musst Du gehn	199
Und nächstes Jahr am Balaton	201
Unrechtsstaat und Unrechtsstaat-Debatte	203
Uns're LPG hat 100 Gänse	205
Vertragsarbeiter	207
Völkerfreundschaft	209
Von der Sowjetunion lernen, heißt siegen lernen!	211
Wendehals	213
Wendekinder und Nachwendekinder	215
Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben	217
Westbesuch und Westschokolade	219
Willy Brandt ans Fenster!	221
Winnetou des Ostens	223
Wir kochen gut	225
Wir wollen immer artig sein!	227
Zonen-Gaby	229
 Autorenverzeichnis	 231
Bildnachweis	233

„Ossis“ und „Wessis“ ...

... Unterschiede gibt es nach wie vor. Wer ergründen will, warum das so ist, dem hilft ein Blick zurück auf die DDR – einer, der nicht allein auf Stasi und Mauer reduziert ist.

In diesem Buch erwarten Sie in Anlehnung an die Jugendsendung Elf 99 des DDR-Fernsehens 110 Kapitel darüber, was die DDR ausmachte, eben von Alfons Zitterbacke bis Zonen-Gaby. Die Autorinnen und Autoren greifen charmante und zuweilen skurrile Aspekte aus Kultur und Alltag ebenso auf wie ernste Themen aus Politik und Geschichte.

Wer in diesem Land gelebt hat, wird vieles wiedererkennen. Wer nachgeboren ist oder die DDR nur von außen kennt, dem bieten sich hier Brücken, um den Osten Deutschlands besser zu verstehen. Die Texte in diesem Buch stammen aus vielen Federn. Sie enthalten auch subjektive Einblicke und Eindrücke. Und natürlich kann eine solche Sammlung keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben – selbst 1001 Geschichten könnten das nicht.

Wichtig ist die Einladung, die dieses Buch ausspricht: zum (Wieder-)Entdecken und Schmunzeln sowie zum Nachdenken über das, was war und ist. Es ermöglicht eine mehrdimensionale Sichtweise auf ein Land, dessen Alltagskultur über 30 Jahre nach dem Ende seines Bestehens noch immer gegenwärtig ist.

Prof. Alexander Brand, Kleve im Februar 2021

Alfons Zitterbacke



Die Leseratten sind bis heute in Alfons Zitterbacke vernarrt.

Als ein Kind der DDR Alfons Zitterbacke nicht zu kennen, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Der erste Band von Gerhard Holtz-Baumert erscheint 1958 und schlägt ein wie die berühmte Faust aufs Auge. Ein zweiter, dem ähnlicher Erfolg beschieden sein sollte, folgt 1962. Der Autor, dem ein reichhaltiges und vielschichtiges Werk attestiert werden kann, wird jedoch meist allein mit dieser literarischen Figur in Verbindung gebracht. Gerhard Holtz-Baumert ist und bleibt vor allem eines: der „Vater von Alfons“. Schon der erste Band erlangt in der vergleichsweise kleinen DDR 1989 mit dem millionsten Exemplar einen bemerkenswerten Erfolg. In der vergleichsweise großen Sowjetunion erreicht Alfons eine Auflagenhöhe von über 20 Millio-

nen. Das grundlegende Verhängnis Zitterbackes, das sich durch nahezu alle Erzählungen zieht, ist schnell umrissen: Alfons will Gutes tun und erntet dafür in der Regel Ärger, Hohn und Spott. Für die jeweiligen Ausgestaltungen dieser Grundkonstellation existiert zunächst immer ein recht unspektakulärer Auslöser der Entwicklungen: Zitterbacke besucht eine Gespensterbahn, er bekommt einen Wellensittich oder möchte besonders höflich sein. Von da an nimmt das Unglück seinen Lauf, das Geschehen spitzt sich zu, und es kommt auf dem höchsten Punkt des Spannungsbogens zu einer – oft überraschenden – Zäsur, die nicht selten einen drastischen Wendepunkt der Gesamthandlung darstellt. Außerdem fällt auf, dass Alfons' Missgeschicke meist aus unangemessenen Verhaltensweisen der Erwachsenen resultieren – ein augenzwinkernd-kritischer, immer aber auch liebevoller Blick auf deren für Kinder oft unverständliche Welt. Insgesamt ist Alfons eigentlich ein unauffälliger, weil ganz normaler Zehnjähriger mit Stärken und Schwächen. So trägt die Figur mutige, selbstbewusste Züge und ist im nächsten Augenblick verzagt und schüchtern – und gerade das macht sie so liebenswert. Verschiedentlich ist der Zitterbacke-Figur das Etikett eines literarischen Antihelden angeheftet worden. Zugegeben stark vereinfacht, aber: Alfons als jemand, der der Welt passiv, melancholisch und resignativ begegnet? Das stimmt nicht. Zitterbacke ist und bleibt der wahre Champion!

Alle Vögel sind schon da



Auch zwei Schwalben machen noch keinen Sommer.

Wer annimmt, hier geht es um Vogelarten oder Frühlingslieder, der liegt zwar falsch, jedoch nicht ganz. Denn es gab ab den 1960er Jahren eine Vogelserie aus dem Thüringer Fahrzeugwerk VEB SIMSON Suhl. Die Kleinkraftträder mit einem 50cm³-Zweitaktmotor trugen neben ihrer Typbezeichnung die Vogelnamen Spatz, Star, Sperber, Habicht und Schwalbe.

Solch ein Vögelchen hätte ich damals auch gern besessen. Vorsorglich meldete ich mich zum Moped-Fahrschulkurs an, da ich das Zulassungsalter, das vollendete 15. Lebensjahr, bald erreichen würde. Der Kurs dauerte nur eine Woche und kostete nicht mehr als zehn Mark. Nach Rot-Kreuz- und Theorie-Prüfung und ein paar Runden auf einem geborgten Moped durch den Verkehrsgarten hatte ich meinen Moped-Berechti-

gungsschein. Leider hielt mein Vater nichts von den Knatterkisten, die eine blaue Abgaswolke hinter sich zurückließen. So fuhr ich weiter mit dem Fahrrad und hoffte, dass mich mal ein Junge auf seinem Sperber oder Star mitnehmen würde. Die Jungs fuhren nämlich nie Schwalbe. Der Schwalbe fehlte die sportliche Optik. In den Augen der Jugendlichen war das ein Oma- oder Weiber-Roller. Tatsächlich war dieses Kleinkraftrad KR 51 mit der großen Doppelsitzbank bei Frauen sehr beliebt. Denn bedingt durch die Blechverkleidung, das sogenannte Beinschild, und das Trittbrett konnte man bequem auch im Rock motorisiert unterwegs sein. Wegen dieser Vorzüge wurde die Schwalbe zum Dienstfahrzeug der Gemeindeschwestern im blauen Kleid mit weißer Schürze und weißer Schwesternhaube. Bestimmt war es die traditionelle Tracht, die der einer Nonne ähnelte, die der Schwalbe den Namen „Nonnenroller“ einbrachte.

Solch ein Vogel, gleich, welcher Gattung, war erschwinglich und kostete zwischen 1.050 und 1.430 Mark. Auch eine Zulassung war nicht nötig, nur eine Versicherungskarte für 8,50 Mark im Jahr. Und bei einem Verbrauch von 2,5 Litern waren die Benzinkosten, ein Liter kostete 1,50 Mark, nicht allzu hoch.

Auch 35 Jahre nach Produktionsende sind die Vögelchen aus dem Thüringer Wald noch sehr beliebt, wovon 150.000 in Deutschland zugelassene Schwalben ein Lied knattern können. Heute befördern sie aber eher Hipster durch die Großstädte als Bäuerinnen übers Feld.

Am Fenster



City spielt bei einem Konzert *Am Fenster*.

Irgendwann im Jahr 1970 kam der Sänger Emil Bogdanow zur Probe seiner Band City. Diesmal hatte er etwas dabei, das er mit den Bandmitgliedern Klaus Selmkke und Georgi Gogow vertonen wollte. Es war „Am Fenster“, ein Gedicht aus dem Buch „Versuch es mit der kleinen Liebe“ der Leipzigerin Hildegard Maria Rauchfuß.

„Am Fenster“ ist ein außergewöhnlich poetischer Text. Nachdem Georgi Gogow in langen Improvisationen eine gefühlvolle Geigenmelodie dazu komponiert hatte, wurde es zu einem Song, den bald jeder Radiohörer oder Discogänger in der DDR kennen

sollte. Aber zunächst lehnte die staatliche Plattenfirma AMIGA eine Aufnahme noch ab: Der Text sei zu schwierig, die Geige zu unmodern und die Dauer von sieben Minuten, nun ja, zu lang.

Emil Bogdanow floh dann nach Schweden, um dem Militärdienst in seiner bulgarischen Heimat zu entgehen, und wurde von Toni Krahl ersetzt. Bei einer Aufnahmesession für AMIGA war am Ende noch eine knappe Stunde Zeit. City überredete den Produzenten, ihnen diese zur Verfügung zu stellen, und nahm live und in einem Take „Am Fenster“ auf. Dabei vergaß Krahl eine Strophe und sang eine andere doppelt. Nachdem diese Probeaufnahme in die Hände von Rundfunkbetreibern geriet und dort mit unglaublichem Erfolg gespielt wurde, wurde sie 1977 sowohl in der DDR als auch in der BRD als Single veröffentlicht. Später spielte City „Am Fenster“ für ihr Debütalbum neu ein. Mit den zusätzlichen neuen Teilen, die Georgi Gogow auf seiner Geige entworfen hatte, kam das Stück nun auf sage und schreibe beinahe 18 Minuten!

Es ist nicht bekannt, ob diese Version in den Tanzsälen der DDR häufig gespielt wurde, aber die siebenminütige lief dort oft, manchmal mehrmals hintereinander. Das Lied ist ein Bestandteil dessen geworden, was später unter dem Begriff Ostrock zusammengefasst wurde – Musik, die es geschafft hat, die Vorliebe der DDR-Bürger für ausländische Popmusik zu durchbrechen und nicht nur akzeptiert, sondern heiß und innig geliebt zu werden.

„Am Fenster“ flog tatsächlich um die Welt: Insgesamt verkaufte sich der Ohrwurm über zehn Millionen Mal. City spielt noch heute, und 2002 veröffentlichte die Band ihr Album „Am Fenster 2“.

Antifaschistischer Schutzwall



Die Mauer von der Westberliner Seite mit Fernsehturm.

Das Telecafé im Fernsehturm am S-Bahnhof Alexanderplatz gehörte zu den Lieblingsplätzen der Ost-Berliner. Sowohl das Café als auch die Aussichtsplattform ermöglichten einen Ausblick auf die ganze Stadt. Am Abend war der Blick am schönsten und der Kontrast zwischen den beiden Teilen der Stadt am deutlichsten: Dort, wo man grell erleuchtete Straßen und Gebäude mit Lichtreklamen und lange Kolonnen fahrender Autos sehen konnte, war West-Berlin. Die dunklere Fläche da unten war Ost-Berlin. An den Fenstern in Richtung West-Berlin war immer großer Andrang, während die Ostseite der Stadt offenbar wenig Popularität genoss. Für 60 Minuten, so lange dauerte eine Umrundung, konnte man sich vorstellen, dass Berlin nicht durch eine Mauer – im offizi-

ellen DDR-Sprachgebrauch als *Antifaschistischer Schutzwall* bezeichnet – geteilt war.

Wie ist es dazu gekommen, dass in Berlin eine Mauer errichtet wurde? Der DDR-Führung war die Flucht von über einer Million Personen im erwerbsfähigen Alter über West-Berlin in die BRD ein Dorn im Auge. Und so versicherte SED-Chef Ulbricht dem sowjetischen Parteichef Chruschtschow am 1. August 1961: „Der Stacheldraht ist bereits angeliefert. Das kann alles sehr schnell geschehen.“ Und kaum zwei Wochen später begannen die DDR-Polizisten, die Grenzen zwischen West- und Ost-Berlin abzuriegeln. Der Deckname dieser Aktion war *Operation Rose*. Der Widerstand, die Wut und die Verzweiflung der Berliner waren überall zu spüren. Entsetzte Menschen versammelten sich auf beiden Seiten des Stacheldrahts, manche weinten, denn auf einmal wurden Familien, Geliebte, Freunde voneinander getrennt. Manche sprangen noch schnell aus den Fenstern auf die andere Seite, andere protestierten an Übergängen und Bahnhöfen.

Die 156,4 km lange Berliner Mauer bestand am Ende aus einem Sperrsystem mit zwei Mauern und einem Todesstreifen mit Laternen dazwischen. Dazu kamen Stacheldraht, Gräben, Erdbunker und Beobachtungstürme. Trotzdem haben immer wieder Menschen die Flucht gewagt und es auch auf die andere Seite geschafft, doch viele kamen dabei ums Leben. Noch im Januar 1989 behauptete SED-Chef Honecker, die Mauer werde „in 50 und auch in 100 Jahren noch bestehen bleiben“. Elf Monate später war die Mauer dann Geschichte.

Arbeiterschließfächer



Plattenbau in den 1970er Jahren kurz nach der Fertigstellung.

Was verbindet die Bundeskanzlerin Angela Merkel, die Eisprinzessin Katarina Witt, den Boxweltmeister Henry Maske, den Fußballstar Andreas Thom vom BFC Dynamo oder den Ilmenauer Rodelolympiasieger Jens Müller mit Tausenden Werk-tätigen aus der DDR? Alle kennen aus eigener Erfahrung das Leben in einer Neubau- bzw. Plattenbauwohnung.

Die erste Großsiedlung in dieser Bauart entstand 1957 für die Arbeitskräfte des Braunkohlekombinats *Schwarze Pumpe* in Hoyerswerda. Damit wurde der Grundstein für die funktionalistische Plattenbauweise gelegt. Zunächst waren diese

Siedlungen vor allem für Fabrikbelegschaften und ihre Familien bestimmt. Doch begann man nach dem Versprechen von SED-Chef Honecker, bis zum Jahr 1990 etwa drei Millionen neue Wohnungen zu bauen. Das Motto lautete: *Jedem seine Wohnung*. Die Neubauwohnungen waren ein wichtiges Mittel im Wettstreit mit dem Kapitalismus. Und andererseits halfen sie natürlich auch, die Wohnungsnot zu lindern. Der Vorzug der Großtafelbauweise beruhte auf den bereits vormontierten Großtafeln (Platten), die dann vor Ort einfach nur noch aufeinandergestapelt werden mussten. Preisgünstig und schnell, genau so, wie man es in der DDR brauchte. Im Zuge des Wohnungsbauprogramms schossen die Großsiedlungen mit Plattenbauwohnungen überall im Land wie Pilze aus dem Boden.

Die später als ein Albtraum bezeichneten *Platten* wurden von Millionen von Menschen begehrt. Identitätslos, schlicht und uniform? Vielleicht, aber auch zweckmäßig, modern und warm. Und das alles fehlte den Altbauten mit ihren Ofenheizungen, manchmal ohne Warmwasser und mit der Toilette auf halber Treppe. In den Plattenbauten waren zudem kaum Klassenunterschiede erkennbar: Der Kombinatdirektor wohnte in einer Hausgemeinschaft Tür an Tür mit der Kassiererin aus der Kaufhalle, der Melkerin aus der LPG oder der Lehrerin aus der POS. Nicht zuletzt waren die Traumwohnungen sehr preiswert. Da der Staat die Mieten künstlich niedrig hielt, kostete eine Dreiraumwohnung mit Balkon pro Monat nicht einmal 100 Mark. Dieser Mietbetrag deckte jedoch die Kosten für die Unterhaltung und den Betrieb der Wohnhäuser nicht, wodurch ein großes Loch in den staatlichen Haushalt gerissen wurde.

Auferstanden aus Ruinen



Viele Häuser sahen auch ohne Krieg und Bomben wie Ruinen aus.

Auferstanden aus Ruinen ... mit diesen Worten beginnt der Text der Nationalhymne der DDR, die 1949 von Johannes R. Becher geschrieben und anschließend von Hanns Eisler vertont wurde. Es sollte ursprünglich eine Hymne aller Deutschen werden, eine neue deutsche Hymne, aber sie kam zu spät: Die Spaltung Deutschlands war längst Realität, die Bundesrepublik Deutschland war bereits im September 1949 gegründet worden, und einen Monat später folgte am 7. Oktober 1949 die Deutsche Demokratische Republik.

Johannes R. Becher wurde vom Präsidenten der DDR Wilhelm Pieck drei Tage später mit der Schaffung einer neuen Hymne beauftragt. Text und Melodie sollten sich deutlich unterscheiden von dem *Deutschland, Deutschland über alles* aus

von Fallerslebens „Lied der Deutschen“, dessen Melodie auf Haydns Kaiserhymne zurückgeht.

Pieck hatte klare Vorgaben für die neue Hymne gemacht, Themen wie die Einheit Deutschlands, Arbeit, Demokratie, Frieden, Kultur, Wohlstand und Völkerfreundschaft sollten im Text enthalten sein. Becher benötigte ganze zwei Tage, dann schickte er den Text zur Vertonung an Hanns Eisler.

„Auferstanden aus Ruinen und der Zukunft zugewandt“ – das entsprach dem Wunsch vieler, wenn nicht aller Deutschen in jener Zeit. Allgegenwärtig waren sie noch, die Ruinen des furchtbaren Krieges, in den Städten und in den Köpfen. „Lass uns dir zum Guten dienen, Deutschland, einig Vaterland“ – die Teilung Deutschlands sahen die Menschen als vorübergehend an, es gab zwar unterschiedliche Besatzungszonen, aber die Grenzen waren nicht unüberwindbar. „Alle Welt sehnt sich nach Frieden, reicht den Völkern eure Hand“ – der Geist der Völkerfreundschaft erscheint hier ideologiefrei mit dem tiefen und glaubhaften Wunsch nach Frieden.

Und daran hielt die DDR auch vierzig Jahre lang fest, nicht aber an dem Wunsch nach einem einigen deutschen Vaterland. Deshalb wurde der Text seit Anfang der 1970er Jahre weggelassen. Erst im Januar 1990 erhielt die Hymne ihren Text zurück. *Auferstanden aus Ruinen* erklang am 2. Oktober 1990 zum letzten Mal im Rundfunk der DDR. Bislang letztmalig offiziell gespielt wurde die Hymne der DDR versehentlich bei der Rodel-Weltmeisterschaft 2015 in Lettland nach dem Sieg des deutschen Doppels Tobias Wendl und Tobias Arlt.

Ausreiseantrag



Das letzte Foto im Trabbi vor dem langen Weg nach Westen.

Manfred Krug war nicht nur einer der populärsten Schauspieler und Jazz-Sänger der DDR, er war vielleicht ihr einziger Superstar. Nachdem Krug aber 1976 den offenen Brief gegen die Ausbürgerung des Liedermachers Wolf Biermann unterzeichnet hatte, begannen auch gegen ihn die staatlichen Repressalien. Krug wurde von der Stasi beobachtet, gesellschaftlich isoliert und bekam keine Rollenangebote mehr. Von den 15 angekündigten Konzerten

mussten neun ausfallen, zwei bereits abgedrehte Filme mit ihm als Schauspieler kamen nicht mehr in die Kinos, und eine im Entstehen begriffene Schallplatte wurde auf Eis gelegt. Im April 1977 stellte Krug schließlich einen Antrag auf Ausreise in die Bundesrepublik, weil er sich nicht mehr vorstellen konnte, weiter in der DDR zu bleiben. Die Parteiführung wollte den Star jedoch nicht verlieren, und auf einmal bekam Krug wieder großartige Angebote und sogar das Versprechen für eine internationale Tournee. Der Schauspieler bestand aber weiterhin auf seiner Ausreise, die ihm dann schließlich genehmigt wurde. Im Juni 1977 durfte er mit seiner Frau und den drei Kindern die DDR verlassen. Eine so schnelle Genehmigung war eher die Ausnahme.

Ebenso wie der Künstler wollten Tausende DDR-Bürger und -Bürgerinnen durch einen Ausreiseantrag legal in die BRD übersiedeln. Der Staat versuchte mit verschiedenen Maßnahmen, die Menschen zur Rücknahme des Antrags zu bewegen. Ein beruflicher Aufstieg wurde versprochen oder sogar eine Wohnung. Die meisten Antragsteller erlitten jedoch Schikanen. Sie wurden entlassen, von Schule oder Studium verwiesen, von der Stasi überwacht oder zu Geld- und Haftstrafen verurteilt.

Wenn die Ausreise dann endlich nach Monaten oder sogar Jahren bewilligt war, ging plötzlich alles ganz schnell. In vielen Fällen blieben nur wenige Stunden um zu packen. Viele organisierten noch schnell eine Abschiedsparty, verkauften oder verschenkten fast alles, was sie besaßen. Diese letzten Momente waren bittersüß, einerseits freute man sich auf das neue Leben in Westdeutschland, andererseits verließ man Familie, Freunde und Bekannte vielleicht für immer.

Biermann-Affäre



Wolf Biermann bei einem Konzert in Leipzig.

„Du lass Dich nicht verhärten, in dieser harten Zeit.“ So beginnt das Lied „Ermutigung“ von Wolf Biermann. Eigentlich schrieb er es zur Ermutigung für einen Freund; aber bestimmt meinte er es auch als Selbstermutigung.

Wolf Biermann wurde in Hamburg geboren, zog aber in die DDR, teils aus Ablehnung des politischen Systems in der BRD, dem er vorwarf, nicht genug mit der NS-Zeit gebrochen zu haben, teils aus Bewunderung für Bertolt Brecht, dessen Schüler er wurde. Da er aber auch begann, Missstände der DDR zu kritisieren, wurde er mit einem Auftrittsverbot belegt. So konnte er seine Lieder nur noch zu Hause im Freundeskreis spielen.

Im November 1976 erreichte Biermann eine Einladung zu Konzerten in der BRD. Nach einem Auftritt in Köln, den die DDR-Führung als besonders brüskierend empfand, bürgerte sie Biermann aus und verweigerte ihm die Wiedereinreise.

Das war ein harter Schlag für die Intellektuellen der DDR. Nach der Machtübernahme durch Erich Honecker 1971 hatte sich zunächst die Hoffnung verbreitet, dass bald Kritik möglich sein würde. Mit dem radikalen Schnitt der Ausbürgerung ihres bekanntesten Kritikers war diese Hoffnung nun zunichte. Deswegen schlossen sich zwölf Kulturschaffende zusammen, um gegen diesen Schritt zu protestieren. Sie verfassten einen Aufruf, den sie, nachdem er von den Presseorganen der DDR abgelehnt worden war, an die internationale Presse weitergaben. Nach seiner Veröffentlichung schlossen sich viele weitere Personen des öffentlichen Lebens an.

Die DDR-Führung suchte anfangs noch das Gespräch, um ihr Gesicht zu wahren. Sie hatte allerdings niemals vor, Biermann tatsächlich wieder zurückzulassen. Nachdem auch die Protestierenden hart geblieben waren, fuhr die DDR ihr ganzes Arsenal von Repressalien auf: Filme wurden verboten, Konzertreisen untersagt, Plattenaufnahmen abgesetzt. Einige zogen daraufhin ihre Unterschrift zurück, andere siedelten in die BRD über, wieder andere begaben sich in die innere Emigration. Dieser Exodus der intellektuellen Elite war vielleicht der Anfang vom Ende der DDR.

Wolf Biermanns Lied „Ermutigung“ endet mit der Zeile „Das Grün bricht aus den Zweigen.“ 2014 sang er es im Bundestag zur Feier des 25. Jahrestages des Falls der Berliner Mauer.

Bitteres aus Bitterfeld



Die Umweltbewegung sammelte sich auch unter dem Dach der Kirche.

Der Umgang der DDR-Regierung mit der Umweltverschmutzung war schwierig. In einem Land, in dem das Wachstum der Industrie Grundlage der sozialistischen Wirtschaft war, durfte dieser Fortschritt offiziell keine Schattenseiten haben. Obwohl es seit 1972 ein Ministerium für Umweltschutz und Wasserwirtschaft gab, konnte jeder sehen, dass der Zustand des Ökosystems sehr schlecht war: Landschaften waren zerstört, es gab ungesicherte Mülldeponien, und die Luft roch in manchen Gegenden scharf nach Braunkohle oder faulig nach den Emissionen aus den Chemiefabriken. Die verschmutzten

Flüsse und Seen stanken häufig, weil Abwässer ungeklärt eingeleitet wurden. Viele Menschen bekamen Asthma oder schwere Krebserkrankungen. Selbst, wer einen Ausflug in die Naturschutzgebiete machte, dem wurde vor Augen geführt, dass auch an diesen Orten die Bäume durch den sauren Regen kahl geworden oder sogar ganz abgestorben waren.

Den katastrophalen Zustand der Umwelt offen zu kritisieren, war streng verboten, und die sensiblen Daten über den wirklichen Zustand der Natur wurden geheim gehalten. Das hinderte viele Menschen aber nicht daran, Initiativen zu gründen, die über die Probleme aufklären und die Regierung bewegen wollten, die Situation zu verbessern. Diese Umweltgruppen wurden von der Staatssicherheit beobachtet, weil man sie als Bedrohung der staatlichen Ordnung ansah. Besonders bekannt geworden ist die 1986 in der Gemeinde der Berliner Zionskirche gegründete Umweltbibliothek. Nach langer Beobachtung erfolgte 1987 die Auflösung, und einige der Mitglieder kamen ins Gefängnis. Dieses Ereignis stellte einen Wendepunkt in der Aufmerksamkeit gegenüber den eher kleinen Umweltschutzgruppen dar, weil auch westliche Medien kritisch über die Verhaftungen berichteten. Als dann 1988 der illegal produzierte Dokumentarfilm *Bitteres aus Bitterfeld. Eine Bestandsaufnahme* in den Westen geschmuggelt wurde, spitzte sich die Situation weiter zu. Nun konnte der katastrophale Zustand der Ökosysteme in der DDR nicht länger vertuscht werden. In der Folge organisierten sich immer mehr Menschen, und 1989 fanden schließlich viele Umweltaktivistinnen und -aktivisten ihren Weg in die Protestbewegungen in Leipzig und anderen Städten.

Bitte warten, Sie werden platziert!

T a g e s k a r t e	
21. September 1960	
Unser Küchenmeister empfiehlt Ihnen heute besonders:	
Mittagsgedeck	Preisstufe II
von 12—16 Uhr	3,70 DM
Pilzeremesuppe	
Pan. Schweinekotelett mit Rotkohl und Kartoffeln	
Vanillespeise	
<hr/>	
Weißer Bohnensuppe „bürgerlich“	DM 1,20
Heilbuttfilet, gekocht, mit holländischer Sauce und Kartoffeln	2,85
Szegediner Gulasch mit Kartoffeln	2,70
Schweizer Sahnenkotelett mit grünen Bohnen und Kartoffeln	3,40
Kalbsahnenkulusch mit Butterreis	2,95
Sauerbraten mit Kartoffelklößen	2,80
Pan. Kalbskotelett mit Röstkartoffeln und gem. Salat	3,80
Entenbraten mit Rotkohl und Kartoffeln	3,40
<hr/>	
Schokoladenspeise mit Vanillesauce	0,95
<hr/>	
— — — und zur Anregung einen	
<i>Aperitif</i> „Lacour“ 0,1 l DM 1,44	

Speisekarte aus dem Jahr 1960.

Wer in der DDR ein Schild mit dieser Aufschrift an der Tür zu einem Restaurant las, war schon bedient, bevor er die Bedienung zu Gesicht bekam. Denn das Schild forderte die Gäste auf, vor der Tür zu warten, bis endlich jemand vom Personal nach draußen kam und fragte: „Wie viele Personen?“ Erhielt man Einlass, war man überrascht über die vielen freien Tische mit dem kleinen Schild: *Reserviert*. Waren die Plätze tatsächlich alle vorbestellt,

oder gab es nicht genügend Bedienungspersonal oder nicht ausreichend Zutaten? Konnte man endlich Platz nehmen, war die Zeit des Wartens längst nicht vorbei. Zuerst wartete man auf die Speisekarte, auf der vor manchen Gerichten kleine Kreuze besagten, dass diese *aus* waren, also ausverkauft. Dann wartete man, um die Bestellung aufgeben zu können. Letztlich wartete man auf das Essen und die Getränke. In der Zwischenzeit gab es eine kleine Abwechslung: Das Büfett mit Rohkostsalaten. Das war eine clevere Idee, um besonders in den Wintermonaten den Mangel an Gemüse zu überbrücken. Aus heutiger Sicht optimal, denn alles war regional, saisonal und gesund: Rotkohlsalat, Weißkohlsalat und Möhrensalat. Immer wieder nur dieses Trio, manchmal nur im Duo, weil Möhrensalat gerade *aus* war. Bedingt durch zu wenig Servicepersonal nahmen Ober oder Kellner die Bestellung auf, andere bedienten oder kassierten. So konnte es passieren, dass ein Kellner mit einem Gericht ankam und rief: „Wer war die Forelle in Blau“? Wer zuerst antwortete, bekam den Teller vorgesetzt. Die Preise waren sehr erschwinglich. Abhängig von der Preisstufe bezahlte man für ein Gericht drei bis sechs Mark. Nur in der gehobenen Gastronomie der Interhotels gab es die Sonderpreisstufe S. Zwar waren die Preise höher, das Angebot dafür aber auch besser. In einer einfachen Gaststätte bekam man einen preiswerten Mittagstisch der Preisstufe 2 serviert. Dazu gehörten landauf und landab der Stramme Max, das Bauernfrühstück, das Würzfleisch, der Hackepeter und der exotische Toast Hawaii. Nach 14 Uhr und 19 Uhr war dann in den HO- und Konsum-Gaststätten meist Küchenschluss. Dann gab es kein Essen mehr, nur noch Getränke.

Blockflöten



Blockflöten spielten beim Pioniernachmittag die erste Geige.

Die scheinbare Unbeliebtheit der Blockflöte zeigt sich deutlich in folgender Volksweisheit: Was ist schlimmer als eine Blockflöte? Ein Blockflötenduo!

Dabei ist die Flöte als Einstieginstrument in Deutschland weit verbreitet. Allerdings führen ihre Töne bei Anfängern häufig zu unmelodischen Schieflagen. Beim Wort Blockflöten denken daher viele schauernd an Auftritte von Blockflötengruppen in der Schule zurück. In der DDR hatte das Wort jedoch noch eine weitere Bedeutung: „Blockflöte“ war auch die abschätzige Bezeichnung für die Mitglieder der Blockparteien.

Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges durften sich unter strengen Kontrollen antifaschistische Parteien neu formieren.

Dem Aufruf zur Bildung eines antifaschistischen Blocks der KPD folgten als erstes die SPD, die wenig später mit der KPD zur allmächtigen SED zwangsvereint wurde, die CDU und die LDPD (die Liberal-Demokratische Partei Deutschlands). 1948 wurden mit der Deutschen Bauernpartei (DBD) und der Nationaldemokratischen Partei Deutschland (NDPD) außerdem Bauern und ehemalige Wehrmachtsoffiziere in das System eingegliedert.

Die Blockparteien waren Teil der Nationalen Front, ihre Vertreter saßen in der Volkskammer, allerdings nicht als Opposition, sondern als demokratisches Feigenblatt, das die Alleinherrschaft der SED verdecken sollte. Der Spielraum der Blockparteien war minimal, ein tatsächliches eigenes politisches Profil ließ die SED nicht zu. Versuche der politischen Mitbestimmung wurden ignoriert oder durch politischen Druck unterbunden. Politiker der Blockparteien hatten sich zu verhalten wie SED-Funktionäre – nur etwas stummer. Das Ende der DDR zwang auch die Blockparteien zur Neuorientierung. Alle vier schlossen sich Westparteien an.

Wieso die Mitglieder der pseudodemokratischen Parteien im Einparteienstaat ausgerechnet als „Blockflöten“ bezeichnet wurden, ist nicht ganz klar: Vielleicht, weil sie anstandslos alles nachflöteten, was die SED vorsang, oder weil ihnen die politische Richtung unter der Kontrolle der SED flöten gegangen war? Wertschätzung steckt in der Bezeichnung jedenfalls nicht. Die politischen Blockflöten waren also nicht unbedingt beliebter als Blockflötenduos auf Pioniernachmittagen.

Bückware



Bückware? Da müssen Sie mal nebenan fragen!

Ein Mann will Schuhe kaufen. Aus Versehen geht er in eine Fleischerei: „Haben Sie keine Schuhe?“, fragt er. Der Fleischer antwortet: „Keine Schuhe gibt es nebenan. Wir haben kein Fleisch.“

Der Witz thematisiert die Einkaufssituation in der DDR: Während Grundnahrungsmittel und Alkohol immer erhältlich waren, galten viele andere Produkte als Mangelware. Der Mangel betraf Lebensmittel genauso wie Waren des täglichen Bedarfs, Möbel, Kleidung, Baustoffe und Elektronik. Beliebt und selten zu haben waren Südfrüchte, gute Backwaren, weiche Handtücher, Tapete und vieles mehr.

Der Grund für die schlechte Einkaufssituation waren die wirtschaftlichen Probleme der DDR: Die DDR-Mark war auf

dem Weltmarkt nicht viel wert, sodass der Import von Produkten aus westlichen Ländern zu teuer war. Außerdem exportierte die DDR viele Produkte ins Ausland, die dann in Geschäften der Handelsorganisation (HO) oder im Konsum kaum noch erhältlich waren.

Die HO und der Konsum hatten die Aufgabe, die verfügbaren Waren an die Bevölkerung zu verteilen: Manchmal erfolgte die Zuteilung pro Kopf, seltene Produkte wurden aber auch nur an besondere Kunden und Kundinnen abgegeben: an Parteimitglieder, an Bekannte oder aber an Menschen, die etwas anzubieten hatten. Die Friseurin bekam gemahlene Mandeln, dafür erhielt die Verkäuferin bei ihr schneller einen Termin. Und für den Handwerker wurde das Schweinefilet gegen die Reparatur des Wasserhahns zurückgelegt.

Produkte, die über solche Tauschgeschäfte an Frau und Mann gebracht wurden, hießen Bückware, da sie häufig unter dem Ladentisch aufgehoben und dann durch Bücken hervorgeholt werden mussten. In der DDR passte jeder das Kaufverhalten an die Einkaufssituation an: Wurde ein seltenes Produkt angeliefert, stellte man sich manchmal schon in der Nacht vor dem Geschäft an. Gab es irgendwo eine Warteschlange, gesellten sich andere hinzu, ohne zu wissen, was es eigentlich gab. Viele trugen immer eine Einkaufstasche – den sog. Hoffnungsbeutel – bei sich, um auf ein plötzliches Angebot vorbereitet zu sein. Auch Hamsterkäufe waren üblich: Wer eine Tischdecke kaufen wollte, kam manchmal mit zehn Handtüchern heim, viele dieser Handtücher liegen noch heute in den Schubladen.

Christen in der DDR



Ordination eines evangelischen Pfarrers in Nordhausen, 1970er Jahre.

Das Verhältnis zwischen Staat und Kirche war in der DDR angespannt. Die SED verstand sich als atheistische Partei und drängte den gesellschaftlichen Einfluss der Kirchen zurück. Und das mit Erfolg: Im Gründungsjahr der DDR gehörten noch ungefähr 90% der Bevölkerung einer Kirche an. 1989 waren es nur noch 40%. Offiziell herrschte in der DDR Religionsfreiheit, die Kirchen durften Verlage und Hochschulen unterhalten. Sie betrieben auch soziale Einrichtungen wie Kindergärten, Altenheime, Krankenhäuser und Einrichtungen für geistig und körperlich Beeinträchtigte.

Aktiven Gläubigen war jedoch häufig der Weg an die Erweiterten Oberschulen und Universitäten versperrt. So entschieden sich viele Eltern, ihre Kinder nicht taufen, konfirmieren oder firmen zu lassen. Taten sie es dennoch, war dies später dann aber oft kein Hinderungsgrund für eine Mitgliedschaft bei den Pionieren oder in der FDJ. Dauerhafte Auseinandersetzungen zwischen Kirche und Staat gab es in Fragen der Rüstung und Militarisierung. 1964 gelang es den Kirchen, eine Alternative zum Wehrdienst an der Waffe durchzusetzen, den Dienst als sogenannter Bausoldat. In den 1980er Jahren trugen viele Mitglieder der Jungen Gemeinden Aufnäher mit dem Spruch „Frieden schaffen ohne Waffen“. Häufig wurden sie dafür mit Tadeln oder sogar Schulverweis bestraft. Neben der Friedensbewegung versammelten sich unter dem Dach der Kirche auch Umweltgruppen, feministische Arbeitskreise, Lesben und Schwule, unangepasste Jugendliche, Ausreisewillige und Mitglieder von Bürgerrechtsbewegungen. Viele der Oppositionellen waren ursprünglich nicht kirchlich gebunden. Aber die Kirchen boten (Frei-)Räume für offene Diskussionen, Auftritte kritischer Künstler und Künstlerinnen und alternative Projekte, die anderswo in der DDR nicht möglich waren.

So ist es kein Zufall, dass die Friedliche Revolution im Herbst 1989 in den Kirchen begann und von dort aus auf die Straßen getragen wurde. Die berühmten Montagsdemonstrationen in Leipzig begannen mit Friedensgebeten in der Nikolaikirche. Der Leipziger Pfarrer Christian Führer, der Wittenberger Theologe Friedrich Schorlemmer und viele weitere Kirchenleute spielten in der Wendezeit eine wichtige politische Rolle.

Coming out



Der Film *Coming out* behandelt den Umgang mit Homosexualität in der DDR.

Der Film *Coming out* handelt von dem jungen Lehrer Phillip (Matthias Freihof), der eine Beziehung mit seiner Kollegin Tanja (Dagmar Manzel) beginnt. Als Phillip jedoch merkt, dass er sich sexuell eigentlich zu Männern hingezogen fühlt, bekennt er sich zu seiner Liebe zu dem ebenfalls homosexuellen Matthias (Dirk Kummer). Der Film erzählt eindringlich von den Schwierigkeiten im Umgang mit Homosexualität in den 1980er Jahren in der DDR. Das Tabuthema Neonazis wird ebenfalls thematisiert.

Auch wenn gleichgeschlechtliche Liebe in der DDR aus juristischer Sicht nicht strafbar war, konnte sie nicht offen aus-

gelebt werden. Homosexualität wurde von der DDR-Führung insbesondere in den 1950er Jahren – zusammen mit Prostitution, Pädophilie und Drogenkonsum – als ein Übel der westlichen Dekadenz angesehen. Anders als in der Bundesrepublik Deutschland, wo seit Ende der 1960er Jahre auch in der Sexualität eine gesellschaftliche Liberalisierungswelle einsetzte, gab es für Schwule und Lesben in der DDR trotz der vergleichsweise besseren rechtlichen Stellung kaum öffentliche Plätze, wo sie sich treffen konnten. Die heterosexuelle Paarbeziehung galt auch in der DDR als Ideal, und Homosexuelle fanden in der Gesellschaft keinen Platz. So war es für Lesben und Schwule etwa besonders schwer, eine Wohnung zu finden, da heterosexuelle Paare mit Kindern bevorzugt wurden. Auch in der DDR war in Medizin und Wissenschaft allen Ernstes die Annahme weit verbreitet, Homosexualität sei eine Krankheit, die man heilen könne.

Deswegen konnten sich viele Schwule und Lesben in der DDR der 1970er Jahre nur in kirchlichen Gruppen organisieren. Trotzdem entstand 1973 in Ost-Berlin der „Sonntagsclub“, eine Interessengemeinschaft für Schwule, Lesben sowie Trans- und Intersexuelle, in der man sich untereinander austauschen konnte. Nachdem viele Menschen in der DDR sich häufig nur über westliche Filme und Zeitschriften über Homosexualität informieren konnten, war der DEFA-Film *Coming out* von Heiner Carow ein wichtiger Beitrag zur Emanzipation von Homosexuellen in der DDR.

Der Film kam jedoch zu spät in die Kinos. Er hatte erst am Tag der Maueröffnung am 9. November 1989 Premiere. Im letzten Jahr der DDR erhielt *Coming out* dann noch mehrere Preise.

Das schönste Gesicht des Sozialismus



„Unsere Kati“, hier als Carmen beim Olympiasieg 1988.

Sie war das Glamourgirl der DDR, Katarina Witt, die Eisprinzessin aus Karl-Marx-Stadt. Die westdeutsche Presse verlieh ihr den Titel „Das schönste Gesicht des Sozialismus“, für die Menschen im Osten Deutschlands ist Katarina Witt bis heute meist einfach nur „unsere Kati“.

Die Sportlerinnen und Sportler aus der DDR erkämpften bei Olympischen Spielen unvorstellbare 755 Medaillen. Viele sind inzwischen verblasst und vergessen, nicht wenige gingen auf den Einsatz von Doping zurück. Doch Katarina Witts Olympiasiege in Sarajewo (1984) und vor allem ihr zweiter Er-

folg in Calgary (1988) strahlen bis heute. „Wir sind so stolz auf Katarina Witt!“ heißt es in dem Song *Born in the GDR* der Rockband Sandow. Die BILD titelte nach dem zweiten Olympiasieg: „Gold! Alle Deutschen lieben Kati.“ Katarina Witt war schon vor der Maueröffnung ein gesamtdeutsches Sportidol.

Solche Erfolge haben natürlich ihren Preis. Und Katarina Witt war bereit, diesen zu zahlen. Im Alter von zwölf Jahren kam Kati an der Kinder- und Jugendsportschule (KJS) beim Sportklub Karl-Marx-Stadt unter die Fittiche der strengen Erfolgstrainerin Jutta Müller. Die ehrgeizige Katarina wollte gewinnen und trainierte unermüdlich, oft sechs bis sieben Stunden täglich. Und der Lohn für diese harte Arbeit ließ bei der talentierten Eiskunstläuferin aus Sachsen nicht lange auf sich warten. Im Nachhinein bekannte Katarina Witt immer wieder, was für ein großes Glück sie hatte, das System der Sportförderung in der DDR durchlaufen zu haben.

Natürlich genoss Katarina Witt auch Privilegien. Schon 1988 durfte sie als Profi bei der Eisrevue *Holiday on Ice* mitwirken. Als dann am 9. November 1989 die Grenzen der DDR für alle Bürger geöffnet wurden, war die Eisprinzessin schon längst im Westen oder besser, im Süden: Im spanischen Sevilla drehte sie gerade den Film *Carmen on Ice*.

Auch nach ihrem Rückzug vom Sport ist Katarina Witt in der Öffentlichkeit durch zahlreiche Fernsehauftritte präsent. Als die Eisprinzessin 1998 ohne Kürkleid im Playboy eine mehr als gute Figur machte, war das Heft umgehend ausverkauft, nicht allein in Ostdeutschland, sondern weltweit. Das war dem US-Magazin zuvor nur einmal geglückt: bei der Erstausgabe mit Marilyn Monroe.

Das Traumschiff



In der DDR hieß das Traumschiff *Arkona*.

Im Fernsehen der DDR lief Mitte der 1970er Jahre die neunteilige Serie *Zur See*. Sie gehört zu den erfolgreichsten Produktionen des DDR-Fernsehens und kam auch in Westdeutschland gut an. Deshalb übernahm das ZDF die Idee und beschloss, ebenfalls eine Serie auf einem Schiff zu produzieren. 1981 stach dann *Das Traumschiff* in See. Einmal wurden Einschaltquoten von 60% erreicht, als über 25 Millionen Bundesdeutsche das Traumschiff *Astor* auf seiner Reise nach Brasilien begleiteten. Da die Schiffscrew und ihre Gäste immer exotische Orte ansteuerten, die für die Menschen in der DDR praktisch unerreichbar blieben, war die Serie in der DDR sehr beliebt. Sie half, das Fernweh wenigstens am Bildschirm ein wenig zu stillen.

Umso größer war die Verwunderung, als *Das Traumschiff* 1985 plötzlich im Hafen von Rostock vor Anker ging. Viele Schaulustige rießen sich verdutzt die Augen, als sie *Das Traumschiff* bestaunten: Am Mast wehte die schwarz-rot-goldene Flagge, aber mit dem Wappen der DDR in der Mitte: Hammer und Zirkel im Ährenkranz, dem „Zeichen des Glücks an der Wiege“, wie es in einem bekannten Lied heißt. Und das Glück war diesmal nicht gespielt, sondern echt. Die Regierung der DDR hatte tatsächlich das allen bekannte Schiff aus der Serie gekauft, das künftig unter dem Namen *MS Arkona* für den Feriendienst des Freien Deutschen Gewerkschaftsbundes FDGB über die Meere kreuzt.

Doch der Reihe nach: Während die Serie für das ZDF ein großer Erfolg war, fuhr das Schiff für seinen Eigentümer Verluste in Millionenhöhe ein und musste verkauft werden. Den Zuschlag erhielt ausgerechnet der damals weltweit geächtete Apartheid-Staat Südafrika. Aber das Schiff blieb nicht lange an seinem Ankerplatz am *Kap der Guten Hoffnung*. Schon nach einem Jahr streckte die DDR ihre Fühler nach dem Luxusliner aus. Mit dem Apartheid-Regime konnten natürlich keine Geschäfte gemacht werden. Schließlich wurden in der DDR in den 1980er Jahren viele Schulen und Straßen nach dem inhaftierten Freiheitskämpfer Nelson Mandela benannt. So wickelte ein Hamburger Zwischenhändler den Kauf ab, und aus dem Serien-traumschiff aus dem Westfernsehen wurde das real existierende Ferienflaggschiff des Arbeiter- und Bauernstaates.

Das tritt nach meiner Kenntnis ... ist das sofort, unverzüglich



Ein Trabant beim Passieren der Grenze 1989 in Berlin.

Als am 9. November 1989 gegen 18.00 Uhr eine Pressekonferenz für die ausländischen Berichterstatter in Ost-Berlin beginnt, ahnt der Sekretär für Informationswesen Günter Schabowski noch nicht, dass er eine Stunde später der meistzitierte Politiker der Welt sein wird. Auf einem linierten Blatt Papier hat er sich das Wesentliche zur Struktur der Konferenz skizziert, die live im Radio und im Fernsehen der DDR übertragen werden soll. Es gibt ja nur fünf Punkte, einer davon lautet *Verlesen Text Reiseregulung*. Das soll kurz vor Schluss passieren.

Schabowski ist kein guter Redner. Mit seiner monotonen Stimme informiert er die versammelten Presseleute über die

Tagung des Zentralkomitees der SED. Es ist kurz vor 19.00 Uhr. Manche der Anwesenden gähnen schon und nicken langsam ein, als ein italienischer Journalist provozierend fragt, ob das vor Kurzem veröffentlichte neue Reisegesetz ein Fehler gewesen sei. Das verneint der etwas irritierte Schabowski, und es folgt eine lange Erklärung. Ganz am Ende liest er die neueste Regelung vor: „Privatreisen nach dem Ausland können ohne Vorliegen von Voraussetzungen [...] beantragt werden. Die Genehmigungen werden kurzfristig erteilt.“ Auf die Frage, wann das in Kraft tritt, antwortet Schabowski zögernd: „Das tritt nach meiner Kenntnis ... ist das sofort, unverzüglich.“ Die Journalisten und Journalistinnen sind verwirrt und schauen sich gegenseitig verdutzt an, einige verlassen hastig den Raum. Die letzte Frage des Abends lautet: „Herr Schabowski, was wird mit der Berliner Mauer jetzt geschehen?“

Um 19.05 Uhr meldet Associated Press, dass die DDR ihre Grenzen geöffnet hat. Auch die Aktuelle Kamera berichtet über die neue Reiseregulation. Am Abend beginnen sich die Menschen an der Grenze zu versammeln, und um Mitternacht sind bereits alle Grenzübergänge in Berlin offen. Die Menschen feiern, trinken Sekt, singen, schreien, weinen oder umarmen sich. Meistens alles zugleich. In dieser Nacht schläft Berlin nicht. Nach 28 Jahren dürfen die Menschen aus Ost- und Westberlin endlich wieder zusammen sein.

Als Schabowski nach Hause fährt, weiß er noch nicht, dass er für immer der Mann bleiben wird, der aus Versehen die Mauer öffnete. Das war sicherlich der schönste Irrtum der Geschichte. Oder zumindest einer der schönsten ...

DEFA



Über 700 Spielfilme wurden von der DEFA produziert.

„Hin und wieder tut ein DEFA-Lustspiel gut!“ – so sang es Manfred Krug in einem seiner Lieder. Doch die DEFA produzierte nicht nur Lustspiele; sie war das Herz der ostdeutschen Filmindustrie.

Die Deutsche Film-Aktiengesellschaft, kurz DEFA, wurde 1946 in Potsdam-Babelsberg auf dem Filmgelände der legendären UFA gegründet. Die Filmproduktion in den verschiedenen Studios der DEFA erlebte trotz staatlicher Einflussnahme und Zensur eine bemerkenswerte Entwicklung. Für den symbolischen Aufbruch in eine neue Zeit steht der erste deutsche

Nachkriegsspielfilm überhaupt: *Die Mörder sind unter uns* (1946). Das Filmdrama thematisiert die Bedeutung persönlicher Rache für Kriegsverbrechen und die Auseinandersetzung mit Schuld und Sühne inmitten der Ruinen Berlins.

Zu den bekannten DEFA-Gegenwartsfilmen gehören *Solo Sunny* (1980), *Coming out* (1989) und allen voran *Die Legende von Paul und Paula* (1973). Vor allem die unsterbliche Liebesgeschichte zwischen Paul und Paula konnte immer wieder neue Generationen für sich gewinnen. 1977 wurde *Jakob der Lügner* als einziger Film aus der DDR für einen Oscar nominiert. Die Handlung spielt während des Zweiten Weltkriegs in einem jüdischen Ghetto. Die Hauptfigur Jakob Heym beginnt optimistische und hoffnungsvolle Nachrichten zu erfinden, die er angeblich in einem geheimen Radio gehört hat. Dadurch macht er den anderen Menschen im Ghetto Mut zum Weiterleben. Unvergessen sind auch Märchenfilme wie *Der kleine Muck* (1953), *König Drosselbart* (1965) und *Drei Haselnüsse für Aschenbrödel* (1973). Das Aschenbrödel ist in den vergangenen Jahren zum Lieblingsfilm der Deutschen zur Weihnachtszeit geworden und läuft während der Feiertage auf vielen Fernsehkanälen gefühlt rund um die Uhr.

In ihrer relativ kurzen Filmgeschichte produzierte die DEFA über 700 Spielfilme, 750 Animationsfilme sowie 2.250 Dokumentar- und Kurzfilme. In Babelsberg werden auch heute noch Filme gedreht, allerdings seit 1992 nicht mehr unter dem Traditionsnamen DEFA, so z. B. *Der Vorleser* (2008) oder *Inglourious Basterds* (2012), beides Oscarpreisträger. Im Jahr 1998 wurde in Berlin die DEFA-Stiftung gegründet, die sich der Pflege, Erhaltung und Zugänglichkeit der DEFA-Filme verpflichtet hat.

Delikat-Läden



Gefüllte Regale in einem Leipziger Delikat-Laden.

Wem in der DDR der Sinn nach hochwertigen Delikatessen und Genussmitteln stand, für den gab es neben den Intershops noch eine weitere Möglichkeit: den „Fress-Ex“. In den 550 Delikat-Läden musste zwar etwas tiefer in die Tasche gegriffen werden als im Konsum um die Ecke, dafür war aber die sauer verdiente einheimische Mark im Delikat ihr Geld wert. Und schließlich ist ja nur einmal im Jahr Weihnachten!

So kosteten 125g Mocca Fix Gold, also ‚echter‘ Bohnenkaffee, 8,75 Mark, eine Dose Ananas ca. 4 Mark oder die auch heute

noch beliebte Schokocreme Nudossi ca. 2,50 Mark. Mehr als zwei Becher des nugatartigen und glutenfreien Brotaufstrichs für die ganze Familie gab es allerdings nicht immer. Der knappe Vorrat sollte schließlich möglichst lange reichen. Aber wenn Papi seine zwei Kleinen zu diesem Shopperlebnis mitnahm, standen anschließend gleich sechs Nudossis im heimischen Küchenschrank.

Im Deli waren die Regale immer voll, und alles sah irgendwie westlich aus. Dies weckte die Sehnsucht nach dem Lebensstandard auf der anderen Seite der innerdeutschen Grenze, was ein politisch unerwünschter Nebeneffekt dieser exquisiten Fress-Buden war. Sie waren aber auch deshalb unverzichtbar, weil die regelmäßig steigenden Löhne die DDR-Bürger zumindest in bescheidenem Umfang wohlhabend machten. Viele verfügten über recht große Ersparnisse, da man im Alltag nicht so viele Möglichkeiten hatte, sein Geld auszugeben, außer vielleicht in den Exquisit-Modeläden. Die Delikat-Läden dienten deshalb auch dazu, Geld abzuschöpfen.

In den Delikat-Läden wurden auch Mogelpackungen aus dem Westen feilgeboten. Die Staatsführung gestattete es nämlich einigen West-Unternehmen, ihre Waren günstig in der DDR zu produzieren. Das spülte harte Valuta in die Staatskasse, und ein Teil der Produktion verblieb in der DDR und wurde dann auch dort verkauft. So kam z. B. der Schlagschaum von Dr. Oetker aus dem sächsischen Vogtland im Bezirk Karl-Marx-Stadt. Im Deli konnte das Staatsvolk dann das vermeintliche Westprodukt für den zehnfachen Westpreis kaufen und musste schlappe zwölf Mark auf den Ladentisch legen. Aber schließlich ist ja nur einmal im Jahr Weihnachten ...

Den Sozialismus in seinem Lauf halten weder Ochs noch Esel auf!



Erich Honecker, umgeben von seinen Genossen Willi Stoph (links) und Horst Sindermann (rechts).

Bei diesem Spruch war kein berühmter Dichter der DDR am Werk, sondern der Generalsekretär des Zentralkomitees der SED, Vorsitzende des Staatsrates der DDR und Vorsitzende des Nationalen Verteidigungsrates in Personalunion: Genosse Erich Honecker.

Honecker war weder ein charismatischer Arbeiterführer wie sein Freund Fidel Castro, noch ein gefürchteter Diktator wie der Rumäne Nicolae Ceaușescu. Doch er war (mit-)verantwortlich für die Überwachung durch das MfS, für die Toten an der innerdeutschen Grenze oder für die großen wirtschaftlichen Probleme der DDR. Auf der anderen Seite konnte er

aber auch einige politische Erfolge verbuchen. Die DDR war Teil der Konferenz über Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (KSZE), der Grundlagenvertrag mit der BRD wurde ausgehandelt, und schließlich wurde die DDR Vollmitglied der UNO. Honecker empfing 1981 Bundeskanzler Helmut Schmidt und wurde 1987 von dessen Nachfolger Helmut Kohl in Bonn empfangen. Damit hatte er es geschafft, die DDR zu einem international anerkannten Staat zu machen und den Alleinvertragsanspruch der BRD aufzuweichen.

Bereits im November 1989 ermittelte die Staatsanwaltschaft gegen Honecker wegen Korruption und Amtsmissbrauchs. Er konnte nach Moskau fliehen, fand aber dort keine Unterstützung mehr. 1992 erfolgte seine Auslieferung nach Deutschland und eine Anklage wegen Totschlags. Das Verfahren wurde kurz darauf eingestellt, da Honecker schwer krank war. Man gestattete ihm schließlich, zu seiner Frau Margot, die in der DDR langjährige Ministerin für Volksbildung gewesen war, und seiner Tochter nach Chile auszureisen.

Nach dem Sturz des chilenischen Präsidenten Salvador Allende 1973 durch General Augusto Pinochet mit Unterstützung der USA waren Tausende Chilenen in die DDR geflüchtet. Die Regierung Chiles wollte sich mit der Aufnahme Honeckers für diese große Hilfe bei ihm bedanken. Als Erich Honecker im Mai 1994 starb, erwiesen ihm 3.000 Chilenen, die seine Regierung vor Terror und Folter bewahrt hatte, das letzte Geleit. Margot Honecker lebte bis zu ihrem Tod 2016 in Chile. In ihren letzten Lebensjahren verteidigte sie immer wieder die DDR und sah keine Fehler in der Politik der Partei- und Staatsführung.

Depeche Mode



Bleibt für immer: Black Celebration mit Depeche Mode 1988 in Ostberlin.

Wer in der DDR kein angepasster Pionier oder FDJler sein wollte, der hatte viele Möglichkeiten, seine Individualität zu Markte zu tragen. Von Blues bis Punk bot sich in den 1980ern ein breites Spektrum an Jugendkulturen. Und eine große Gruppe davon waren die „Demos“, die Fans von Depeche Mode. Um deren Konzert in der DDR anlässlich des 42. FDJ-Geburtstags am 7. März 1988 in Berlin ranken sich bis heute Legenden. Der Grat zwischen Dichtung und Wahrheit ist dabei fließend, aber genau das macht ja Legenden zu dem, was sie sind.

1987 brachte AMIGA eine Lizenzplatte mit einer Auflage von 15.000 Stück heraus, die schwer zu kriegen war. Manche Mutti und mancher Vati standen sich stundenlang die Beine in den Bauch, um den pubertierenden Nachwuchs glücklich zu machen und die Platte in ehelichen Krisenzeiten abends dann vielleicht einmal aus dem Kinderzimmer ins Schlafzimmer nebenan zu entführen: *It's a question of lust / It's a question of trust / It's a question of not letting what we've built up / Crumble to dust / It is all of these things and more / That keep us together*. Und diese Dinge und mehr konnten die Neubauwohnung im fünften Stock, der Trabbi vor dem Haus und die kleine Laube am Wochenende sein. Ein Glück, das heute niemand mehr versteht.

Nur 7.000 Fans konnten ihren Idolen in der Werner-Seelenbinder-Halle ganz nah sein. Die Karten wurden für 15 Mark an Berliner Schulen verteilt, der Rest der Republik glotzte in die Röhre. Angeblich sollen einige der Tickets auf dem Schwarzmarkt für 800 Mark weggegangen sein. Und selbst wenn jemand das Zehnfache seines Lehrlingsgeldes für Depeche Mode hingeblättert hat, keiner wird diese Investition je bereut haben.

Da aus der DDR keine Devisen ausgeführt werden durften, war der Auftritt für die Band ein Zuschussgeschäft. Doch Geld ist nicht alles. Demo-Frontman Dave Gahan sagte später über das Konzert: „Als wir 1988 zum ersten Mal in Ost-Berlin die Bühne betraten, lag etwas in der Luft. Wir konnten einen Freiheitsdrang, eine besondere Euphorie spüren, die vom Publikum ausging. Man konnte dieses Gefühl mit den Händen greifen. Dieser Tag, die Tatsache, dass wir dort spielten, war etwas Besonderes für die Zuschauer dort. Und für uns hat sich das genauso angefühlt.“

Der Rote Elvis



Dean Reed als Taugenichts 1973.

Der Sonnyboy aus Colorado, Dean Reed, kam erstmals 1971 anlässlich des Internationalen Dokumentarfilmfestivals in Leipzig in die DDR, um einen Film über Chile zu präsentieren. Schnell merkte Reed, welche Türen ihm im Arbeiter- und Bauernstaat offenstanden und welche Wirkung er hier entfaltete. Nicht allein bei den Funktionären, auch bei den Frauen. Dem Fotografen Rainer Dorndeck spannte er zur Begrüßung erst einmal dessen Ehefrau und Model Wiebke aus. Geheiratet wurde dann nicht im aus dem Clan bekannten Denver, Reeds Geburtsstadt, sondern in Döbeln, das wegen seiner Salamis zumindest in der DDR Weltruhm erlangte. So blieb der singen-

de Cowboy und bekennende Sozialist ab 1972 auch der Liebe wegen in der DDR. Reed ließ sich zunächst bereitwillig vor den Karren der SED-Kulturpolitik spannen und als einer der wenigen feiern, die von West nach Ost „rübergemacht“ waren. Hinter dem Eisernen Vorhang konnte er als Musiker und Schauspieler große Erfolge feiern, auch in der Sowjetunion oder der Tschechoslowakei.

Die erste DEFA-Produktion des Amerikaners war der Film *Aus dem Leben eines Taugenichts* (1973) nach Motiven der gleichnamigen Novelle von Joseph von Eichendorff. Seine Eigenproduktion *Sing, Cowboy, sing* fiel bei Filmkritikern zwar durch, das Publikum liebte den Film aber trotzdem und wählte ihn 1982 zum Film des Jahres. 1986 hatte Dean Reed schließlich dreizehn erfolgreiche Alben aufgenommen, in zwanzig Filmen mitgewirkt, Hunderte von Konzerten in zweiunddreißig Ländern standen auf seinem Konto. Um seine Karriere weiter voranzubringen, zog er eine Rückkehr in die USA in Erwägung, auch weil er zur SED-Führung auf Distanz gegangen war.

Aber am Ende sah das Drehbuch seines Lebens jedoch ein anderes Schicksal für ihn vor, ohne Hollywood-Happyend: An einem Tag im Juni 1986 verschwand Reed plötzlich von der Bildfläche. Laut Aussagen seiner zweiten Frau, der Schauspielerin Renate Blume, habe er einfach seine Tasche gepackt und sei gegangen, ohne zu sagen, wohin. Wenige Tage später wurde der Rote Elvis am Ufer des Zeuthener Sees bei Berlin tot aufgefunden. Obwohl er einen Abschiedsbrief hinterließ, ist bis heute ungeklärt, ob Dean Reed tatsächlich freiwillig aus dem Leben schied.

Der Schwarze Peter



Der Heißsporn mit der treuen Seele: der Schwarze Peter in Aktion.

Bei den Fußballfans aus der DDR besteht in der Frage nach dem besten Spieler der Oberliga weitgehende Einhelligkeit. Auch wenn natürlich niemand etwas auf seine lokalen Helden kommen lässt, stimmen alle überein: bester Fußballer der DDR, mindestens, war Peter Ducke. Wenn ein anderer an ihn heranreicht, dann höchstens sein älterer Bruder Roland. Zusammen standen die beiden für den FC Carl Zeiss aus Jena auf dem Platz, der in der ewigen Oberligatablelle vor dem BFC auf dem ersten Platz lag und von diesem auch nicht mehr verdrängt werden würde.

Der 1941 im Sudetenland geborene Peter Ducke kam im Alter von kaum 18 Jahren ins Jenaer Paradies, wo sich das Ernst-Abbe-Sportfeld befindet, die berühmte Spielstätte des

FC Carl Zeiss Jena. Im Laufe von weiteren 18 Jahren erzielte Duche in 352 Spielen 153 Tore und führte die Thüringer zu drei Meisterschaften und Pokalsiegen. Ohne ihn holten die Jenaer mit dem Pokalsieg in der Saison 1979/1980 nur noch einen einzigen letzten Titel. Der Schwarze Peter, wie man Peter Duche wegen seines dunklen Haarschopfes auch nannte, wurde 1963 Torschützenkönig der Oberliga und 1971 Fußballer des Jahres. Zudem belegte er bei den Olympischen Spielen 1972 in München mit der DDR-Auswahl den dritten Platz und kam bei der WM 1974 zum Einsatz. Bei Deutschlands Wahl zum Fußballer des Jahrhunderts war Duche als einziger Spieler aus der DDR unter den besten zehn. Im Paradies versteht natürlich niemand, warum es nicht für den Platz ganz vorn gereicht hat.

Peter Duckes erfolgreiche Karriere hatte aber auch Schattenseiten. Er musste schwere Verletzungen überwinden und auf dem Platz gingen Genie und Wahnsinn oft Hand in Hand. Die Schiedsrichter schickten den Schwarzen Peter häufig vorzeitig zum Duschen, immer wieder war der Heißsporn gesperrt, einmal sogar für zehn Wochen! Mit seinem freien Geist eckte der Stürmer in der sozialistischen DDR auch neben dem Fußballplatz immer wieder an.

Natürlich hatte Peter Duche verlockende Angebote anderer Vereine, darunter aus der finanzstarken westdeutschen Bundesliga, aus Spanien, Frankreich, Südamerika ... Doch der Schwarze Peter bleibt seinem FC Carl Zeiss Jena bis heute treu.

Der Sonderzug nach Pankow



Panikrocker Udo Lindenberg in Ostberlin vor dem Brandenburger Tor.

„Entschuldigen Sie, ist das der Sonderzug nach Pankow? Ich muss mal eben dahin, mal eben nach Ost-Berlin“, nuschelte Udo Lindenberg 1983 zur Freude seiner ostdeutschen Fans und fragte, warum er nicht, wie all die anderen Schlageraffen auch, im Palast der Republik singen dürfe.

Wie ein roter Faden ziehen sich Bemühungen um bessere Kontakte zwischen den Menschen in den beiden deutschen Staaten durch seine Karriere. 1973 gab es den Titel „Wir wollen doch einfach nur zusammen sein“, in dem sich ein westdeutscher Junge und ein ostdeutsches Mädchen ineinander

verlieben und in dem es heißt: „... wir wollen doch einfach nur zusammen sein. Vielleicht auch mal etwas länger, vielleicht auch mal etwas enger.“ 1976 sang er: „Ich würd’ so gern bei euch mal singen, meine Freunde in der DDR, ’ne Panik-Tournee, die würd’s echt bringen.“ Auch seine Fans im Osten wollten gern Konzerte mit ihm sehen. Die zitierten Lieder nährten ihre Hoffnung, dass ihnen dies tatsächlich vergönnt sein könnte. Doch nicht nur die Fans hörten Lindbergs Musik, sondern auch die Stasi. Sie urteilte, dass Lindenberg ein mittelmäßiger Schlagersänger der BRD sei, an dem kein Interesse bestehe.

1982 wurde in der DDR überraschend eine LP von ihm veröffentlicht. Natürlich war das Erscheinen dieser Platte nur ein Tropfen auf den heißen Stein, die Fans wollten ihr Idol live sehen. Daran arbeitete Lindenberg hinter den Kulissen. Schließlich schrieb er den „Sonderzug nach Pankow“, in dem er sich direkt an Erich Honecker wandte. Er nannte ihn darin „Oberindianer“, „sturer Schrat“, „Rocker“ und „Honni“, was die Stasi zu einer „rechtlichen Einschätzung des Liedtextes“ führte, in der es heißt, dass „diese Passagen des Textes objektiv geeignet sind, ... das gesellschaftliche Ansehen des Vorsitzenden des Staatsrats der DDR ... herabzusetzen. Eine Verbreitung dieses Liedtextes in der Öffentlichkeit stellt somit objektiv eine Straftat der Beleidigung ... dar.“

In einem Brief an Honecker erklärte Lindenberg seinen Text als „Irritation“ und bat um die Möglichkeit, in der DDR aufzutreten. Im Oktober 1983 spielte er schließlich vier Titel beim Friedensfestival der FDJ. Dies blieb sein einziger Auftritt in der DDR vor der Wende.

Die Legende von Paul und Paula



Drei Millionen Kinobesucher wollten Paul und Paula sehen.

Die Legende von Paul und Paula aus dem Jahr 1973 gilt als einer der größten Erfolge der DEFA. Der Film erzählt die Geschichte von dem verheirateten Paul und seiner Nachbarin Paula, die ihre beiden Kinder allein großzieht. Die Kinder hat sie von unterschiedlichen Männern, was nicht gerade dem Ideal einer sozialistischen Frau und Mutter entspricht. In einer Kellerbar verliebt sich Paula in Paul und versucht, ihn zu erobern. Beide beginnen eine Affäre, doch Paul will seine Ehe nicht gefährden. Als Paulas Sohn auf tragische Weise ums Leben kommt, wendet sie sich von Paul ab. Nun gibt Paul ihre Liebe nicht auf und lässt schließlich doch Familie und Karriere sausen.

Für die Produktion des Filmes arbeitete der Regisseur Heiner Carow mit dem Schriftsteller Ulrich Plenzdorf zusammen. Der Film wurde in der DDR zum Kultfilm und die Hauptdarsteller Angelica Domröse und Winfried Glatzeder wurden zu Stars. Drei Millionen Menschen strömten in die Kinos, um das Liebespaar zu erleben. Zur Popularität des Filmes trugen mehrere Faktoren bei. Zum einen überraschte der Film durch eine farbenfrohe Ästhetik, die an die westliche Hippie- und Blumenkinderkultur angelehnt war, und durch eine an der Populärkultur orientierte Filmmusik, die Songs aus dem Film wurden die ersten Hits der Puhdys. Zum anderen wurden in dem Film auch Probleme des DDR-Alltags offen gezeigt, z. B. die schwierige Situation alleinerziehender Frauen im Sozialismus, das Leben im maroden Altbau oder die Warenknappheit. All diese Probleme durfte es offiziell in der DDR überhaupt nicht geben. Auch die Hauptfiguren ordnen sich nicht den Vorstellungen des Kollektivs unter, sondern handeln individuell.

Paula – Angelica Domröse – schloss sich 1976 den Protesten vieler Kulturschaffender und Intellektueller gegen die Ausbürgerung des Liedermachers Wolf Biermann an und ging 1980 schließlich in den Westen. *Paul* – Winfried Glatzeder – versuchte ab 1981 mit mehreren Ausreisearträgen seine Übersiedlung in die Bundesrepublik Deutschland zu erzwingen, was ihm 1982 gelang. Der Film verschwand dann bis zur Maueröffnung in der DDR von den Bildschirmen. Nach 1990 setzte sich der Erfolg des Filmes ungebrochen fort und dauert bis heute an.

Die neuen Leiden des jungen W.



Auch im Westen wurden *Die neuen Leiden des jungen W.* inszeniert, z. B. in Ötigheim 1983.

Ulrich Plenzdorf (1934–2007) hat 1972 mit seinen *Neuen Leiden des jungen W.* kaum weniger Aufmerksamkeit erregt als Goethe 1774 mit den *Leiden des jungen Werthers*. Beide stellen einen jungen Menschen in den Mittelpunkt, der so gar nicht pflicht- und normbewusst handelt, sondern sich ohne jede Einschränkung entwickeln möchte.

Plenzdorfs Edgar Wibeau ist bis zum 17. Lebensjahr ein Musterknabe, dann verweigert er sich: „Der Sohn der Leiterin [der Berufsschule], bis dato der beste Lehrling, Durchschnitt Eins Komma Eins, entpuppt sich als Rowdy! Schmeißt die Lehre! Rennt von zu Hause weg!“

Edgar entzieht sich der sozialistischen Umsorgung. Er flieht aus der Kleinstadt nach Berlin, führt ein selbstbestimmtes Leben in einer alten Gartenlaube, sucht Freundschaft und Liebe, will als Maler und Erfinder kreativ sein. Zufällig stößt er auf Goethes Roman, mit dem er zunächst nichts anzufangen weiß: „Leute, das konnte wirklich kein Schwein lesen.“ Doch rasch bemerkt er, wie viel ihn mit diesem Werther aus dem 18. Jahrhundert verbindet: seine Liebe zu Charlie (die Lotte Goethes) und die Abneigung zu ihrem Verlobten Dieter (der Albert ähnelt). Werthers Suche nach Selbstbestätigung fasziniert Edgar: „Ich hatte nie im Leben gedacht, daß ich diesen Werther mal so begreifen würde.“

Auch Edgars Ende steht im Zeichen des „Old Werther“: Dieser erschießt sich am Weihnachtsabend, und auch Edgar stirbt an diesem Tag – an einem Stromschlag, während er an einer Erfindung tüftelt: „Daß ich dabei über den Jordan ging, ist echter Mist. Aber wenn das einen tröstet: Ich hab nicht viel gemerkt.“

Die neuen Leiden sorgten für Aufregung in der DDR. Den Parteisoldaten in der SED war der neue Werther ein arbeitsscheuer Spinner, den man auf den ‚richtigen‘ Weg zurückführen müsse – und überhaupt untypisch für die junge Generation, mit sozialistischem Realismus habe Plenzdorfs Buch nichts zu tun. Die Jugendlichen sympathisierten mit Edgar, dem Unangepassten, der selbstbestimmt leben wollte. Plenzdorf zeigt, dass es solche Menschen gab, obwohl sie in den staatlichen Medien nicht vorkamen – kein Wunder also, dass *Die neuen Leiden des jungen W.* zu einem Kultbuch wurden.

Die Partei, die Partei, die hat immer recht!



Konferenz der SED in den 1970er Jahren in Arnstadt.

Im ersten Jahr nach dem Zweiten Weltkrieg kam es zur Traumhochzeit der deutschen Arbeiterklasse. Die SPD und die KPD schritten Hand in Hand zum Altar und gaben sich vor Marx, Engels und Lenin das Ja-Wort. Den Sozialdemokraten stand zwar nicht unbedingt der Sinn nach einer Ehe mit den roten Brüdern und Schwestern vom Stamm der KPD, doch sie wurden nicht wirklich gefragt. Vertraut hallte noch die Losung der Kommunisten aus dem Jahr 1918 nach: Wer hat uns verraten? Sozialdemokraten! Aus kommunistischer Sicht hatten diese eine echte Revolution verhindert. Und später machte dann das Schlagwort von den „Sozialfaschisten“ die Runde. Eine linke Einheitsfront gegen die Nationalsozialisten kam so nicht

zustande. Nach 1933 wurden Sozialdemokraten wie Kommunisten von den Nazis verfolgt, in Konzentrationslager gesperrt und ermordet. Das Kriegsende ermöglichte den Neuanfang.

So entstand 1946 die Sozialistische Einheitspartei Deutschlands (SED), die ab 1949 in der DDR 40 Jahre lang die erste Geige spielte und sich dabei nur von den treu-süßlichen „Blockflöten“ begleiten ließ. Warum sollte sie sich auch durch unnötige Fehltöne von ihrem richtigen Konzept abbringen lassen? Auf dem steinigen Weg der DDR in eine lichte Zukunft hatte die SED die Wahrheit schließlich per Gesetz für sich gepachtet und immer recht! Und so hieß es auch in ihrem Parteilied von Louis Fünberg.

Im Laufe der Jahre wurde die SED stets attraktiver, und sie gewann immer mehr Mitglieder, Genossinnen und Genossen genannt. Im letzten Jahr der DDR waren es immerhin rund 2,3 Millionen. Viele von ihnen glaubten tatsächlich daran, dass ihre Partei immer recht hat. Genauso viele – vielleicht auch etwas mehr oder weniger, wer weiß das schon genau – wurden aber vor allem Mitglied, um ihre Karriere im Arbeiter- und Bauernstaat voranzubringen. Bei der Besetzung wichtiger Posten hatten die Parteikader zumeist die Nase vorn. Politische Linientreue galt mehr als fachliche Kompetenz. Das soll nicht heißen, dass unter den Genossinnen und Genossen keine fähigen Betriebsdirektoren waren. Aber für die Gesellschaft in der DDR hatte dieses Prinzip fatale Konsequenzen, da vollkommen falsche Anreize gesetzt und Signale ausgesendet wurden: Wer immer schön alles abnickte, was von oben kam, konnte es weit bringen.

Diesen Weg auf den Höh'n
bin ich oft gegangen ...



Der Rennsteig ist im Mai das Mekka der Läufer und Leistungswanderer.

Mit diesen Worten beginnt der Refrain des *Rennsteiglieds* von Herbert Roth, das selbst in jenen Gegenden Thüringens als Landeshymne gilt, von denen aus eher der Brocken oder der Leipziger Uniriese zu sehen sind als der Inselsberg oder der Schneekopf, und schon recht bedrohlich Jürgen Harts *Sing, mei Sachse, sing* aus dem verfreundeten Nachbarfreistaat ins Grüne Herz herüberklingt. Doch nirgends werden die Worte von der Sehnsucht nach dem Thüringer Wald so verstanden wie bei uns in Südthüringen: „Bin ich weit in der Welt, habe ich Verlangen,

Thüringer Wald, nur nach dir!“ Rainald Grebes *Thüringen* ist vergänglich, Herbert Roth, dieses bleibt für immer ...

So, wie der Suhler, wandern jährlich Tausende über den Kammweg des Thüringer Waldes. Beschaulich und gemächlich geht es voran. Doch jedes Jahr im Mai wird seit 1973 auf diesem Weg mit dem großen R tatsächlich gerannt: beim Guts-Muths-Rennsteiglauf, dem größten Laufereignis seiner Art in Europa mit Strecken über 21,42 und knapp 74 km sowie Wettbewerben im Leistungswandern.

Bislang bin ich auf Weg auf den Höh'n zwischen Eisenach, Oberhof, Neuhaus und Schmiedefeld neunmal gestartet. Das erste Mal begnügte ich mich noch mit dem mittleren Kanten. Nach knapp über drei Stunden war ich im Ziel, nicht übel für den Anfang. 2014 stand ich dann erstmals früh um sechs unterhalb der Wartburg am Start und knapp fünf Stunden und fünf- undvierzig Minuten später lief ich als Gesamtdritter in meinen Heimatort Schmiedefeld ein. Ziel erreicht, oder? Meine Frau Uta, die über die gleiche Strecke 13. wurde, und ich motivierten uns dennoch für ein weiteres hartes Trainingsjahr, und es sollte sich lohnen. Wir konnten beide bei unseren Zeiten noch eine Schippe drauflegen, und am Ende stand für uns dreimal die eins: Uta wurde elfte, und ich freute mich über den Platz ganz oben auf dem Treppchen! In den Laufschuhen oder auf dem Mountainbike hatte ich bis dahin schon so einige Erfolge gefeiert, aber dieser Einlauf im schönsten Ziel der Welt war tatsächlich auch der schönste. Nach der langen Läuferparty taten dann die Beine doch ein bisschen weh, aber die paar Meter nach Hause haben wir auch noch geschafft. Wir hatten es ja nicht weit.

Diplomaten im Trainingsanzug



Einmarsch der „Diplomaten im Trainingsanzug“ bei den Olympischen Spielen 1972 in München.

Die Bilanz des Sports aus der DDR bei internationalen Großereignissen liest sich beeindruckend: 755 Olympiamedaillen, 768 Weltmeister- und 747 Europameistertitel. Im Spitzensport spielte die kleine DDR mit ihren gerade mal 17 Millionen Einwohnern in der ersten Liga mit, und zwar ganz oben. Erstmals ging bei den Olympischen Spielen 1968 eine eigene DDR-Mannschaft an den Start, allerdings noch unter falscher Flagge. Die richtige durfte man erst 1972 zeigen, als die Spiele ausgerechnet beim Klassenfeind in München stattfanden, der der DDR seine Anerkennung verweigerte. In der Medaillenwertung konnte die DDR den Gastgeber deutlich deklassieren

und damit einen wichtigen Prestigeerfolg im Wettstreit der Systeme erringen. Plansoll erfüllt! Und so ging es weiter. Bei den letzten Olympischen Spielen mit DDR-Beteiligung 1988 in Seoul musste sie sich nur dem Großen Bruder geschlagen geben, der riesigen Sowjetunion. Auch bei den Winterspielen 1988 stand nach der Sowjetunion ein zweiter Rang zu Buche. Die Bezeichnung „Diplomaten im Trainingsanzug“ verdeutlicht, welche Bedeutung die Führung des Landes ihren Sportlern und Sportlerinnen beimaß. Deren Erfolge sollten Anerkennung auf internationaler Bühne bringen und die Identifikation der Menschen in der DDR mit ihrem Staat stärken, wenn bei der Siegerehrung immer wieder die Flagge des Arbeiter- und Bauernstaates gehisst wurde und die Nationalhymne *Auferstanden aus Ruinen* erklang.

Nach dem Mauerfall stellte sich heraus, dass diese Erfolge oft nicht ehrlich errungen worden waren. Die DDR hatte das im Spitzensport bis heute weit verbreitete Dopingsystem perfektioniert. Sogar Kindern und Jugendlichen wurden sogenannte leistungsunterstützende Mittel verabreicht und neue Dopingmittel ohne deren Wissen an Amateursportlern getestet. Aber die DDR investierte auch sehr viel Geld in den Spitzensport und baute moderne Trainingszentren. Dort wurden nicht nur Trainingsumfänge absolviert, die heute unvorstellbar sind und wahrscheinlich nur aufgrund des Dopings möglich waren, sondern auch moderne Trainingsmethoden erprobt. Außerdem war der Sport der einzige Lebensbereich in der DDR, in dem das Leistungsprinzip konsequent galt. Wer mit seinen Leistungen hinter den Erwartungen der Trainer und Funktionäre zurückblieb, wurde aussortiert.

Dostoprимetschatjelnosti



Dostoprимetschatjelnosti kennen bis heute viele Menschen aus dem Russischunterricht.

Fragen Sie mal einen Fünfzig- oder Sechzigjährigen aus den neuen Bundesländern, welche Vokabeln er noch aus seinem Russischunterricht kennt. Meist folgt wie aus der Pistole geschossen ein achtsilbiges Wortungetüm: *dostoprимetschatjelnosti*. Zu Deutsch: Sehenswürdigkeiten. Manchmal hört man das Wort auch im Genitiv. Dann klingt es idealerweise so: *U nas mnogo dostoprимetschatjelnosjei*. Auf Deutsch: Bei uns gibt es viele Sehenswürdigkeiten. Aber egal, ob Nominativ oder Genitiv: Es steckt nichts Erinnerbares in diesem Begriff. Es lässt sich keine Beziehung zu Gehörtem oder Gelesenem aufbauen. Es gibt keine Wortfelder,

mit deren Hilfe sich tiefe Assoziationsanker im Hirn festhaken. Und doch ist bei allen eben dieses Wort hängengeblieben!

Nach der Gründung der DDR lernten die Kinder ab der 5. Klasse das Russische lieben oder auch nicht. Russischunterricht war obligatorisch, Liebe freiwillig. Das Einzige, was bis heute noch so einigermaßen funktioniert, ist das Vorlesen einfacher kyrillisch geschriebener Wörter auf Postkarten oder T-Shirts in Souvenirläden. Man denke an geistreiche Sprüche wie: *Вер даc лезен канн ист айн клугер осси.*

In der DDR verwendete kaum jemand im täglichen Leben die Sprache der Freunde, und Kontakte zur russischen Sprache außerhalb der Schule gab es etwa so häufig wie Bananen im Konsum. Ausnahmen waren die mehr oder weniger freiwilligen Brieffreundschaften mit Pionieren aus der Sowjetunion. Dafür nutzten viele das Buch *Briefe an Freunde*. Dort standen bereits fertig formulierte Sätze im Baukastensystem, von der Begrüßung über das Pionierleben bis hin zu sozialistischen Grüßen. Alle Kinder kannten zudem die satirischen Geschichten vom braven Ottokar Domma aus der 6. Klasse. Dieser schrieb immer an seinen Brieffreund Aljoscha aus der Sowjetunion, dessen Vater ein echter Natschalnik und dessen Schwester eine überzeugte Komsomolzin war. Vielleicht ist ja Ottokar inzwischen bei Aljoscha zu Besuch gewesen?

Denn mit der Maueröffnung erschloss sich endlich für alle auch die unendliche russische Weite mit ihren vielen wunderbaren *dostoprimschatjelnosti*. Im ersten und im zweiten Fall und auch in allen anderen Fällen. Apropos, wie viele Fälle gibt es eigentlich im Russischen?

Druschba-Trasse



Trassenbauer aus der DDR bei der Demonstration zum Jahrestag der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution am 7. November 1988 in Aksai.

Das russische *druschba* ist ein kleines Wort mit einer großen Bedeutung, denn es bedeutet *Freundschaft*. Die gleichnamige Trasse, ein Projekt des Rates für gegenseitige Wirtschaftshilfe (RGW), bezeichnet eine Leitung, über die Erdgas aus der Sowjetunion nach Westeuropa transportiert werden sollte. Der Bau dieser Leitung erfolgte ab 1975 in mehreren Bauabschnitten. In der DDR trug die Jugendorganisation Freie Deutsche Jugend (FDJ) die Verantwortung für dieses und weitere Folgeprojekte (später „Zentrales Jugendobjekt Erdgastrasse“). In den 1980er Jahren bestanden die Aufgaben nicht mehr nur

im Schweißen von Rohren, sondern umfassten zunehmend Einrichtungen der Infrastruktur, die direkt der einheimischen Bevölkerung zugutekamen.

Die östlichste Baustelle war Aksai im nordkasachischen Bezirk Uralsk. Aksai lag fast genau zwischen zwei großen Städten: Orenburg im südlichen Russland und Uralsk (heute Oral). Von Interesse ist, dass man bei beiden Städten am Ortseingang die Grenze von Asien zu Europa überschritt.

Wer sich entschied, auf einer der zahlreichen Baustellen tätig zu werden, kam in den Genuss finanzieller Vorteile und erheblicher Privilegien. Eine davon war die PKW-Bestellkarte, die alle Werk tätigen im Trassenbau nach drei Jahren in den Händen halten durften. Sie garantierte die Lieferung eines selbstgewählten Modells innerhalb von spätestens zwei Jahren. Das war eine große Motivation für Tausende junger Leute.

An der Trasse arbeitete man im Turnusprinzip jeweils drei Monate, dann gab es einen Monat frei. Die Arbeitszeit ging von Montag bis Samstag. Die Arbeiter und Arbeiterinnen lebten meist in Baracken in einem sog. Wohnlager. Dort hatten sie alles, was sie brauchten: ihre eigene Küche, einen Laden, eine Kneipe, einen Kulturraum. Auch ärztliche Versorgung, Kulturveranstaltungen und verschiedene Dienstleistungen waren vor Ort.

Bei Gesprächen mit ehemaligen Trassenleuten ist oft zu hören, dass die Zeit an der Trasse für alle eine interessante Erfahrung war, auch wenn sie mit vielen Widrigkeiten zu kämpfen hatten, nicht zuletzt durch das ungewohnte Klima. Aber es gab einen festen Zusammenhalt im Arbeitskollektiv, und so manche Freundschaft hält bis heute.

DT64



Demonstration für den Erhalt von DT64.

Als sich die DDR in ihren frühen Jahren noch für die Einheit Deutschlands stark machte, wurden von der Freien Deutschen Jugend (FDJ) sogenannte Deutschlandtreffen organisiert. Auch zu Pfingsten 1964 sollten mehr als eine halbe Million Jugendliche in der Hauptstadt Berlin zusammenkommen und diesmal sogar mit einem eigenen Radio versorgt werden. So wurde das 99-Stunden-Programm vom Sonderstudio Deutschlandtreffen 1964 zur Geburtsstunde des Senders DT64.

Sein Auftrag war klar: die Jugend des Landes erreichen und vom Hören der „Feindsender“ aus dem Westen abhalten, die in der Gunst klar die Nase vorn hatten. Dazu wurden Sendeformate mit mitschnittfreundlicher Moderation entwickelt, etwa die *Podiumsdiskothek* oder *Duett – Musik für den Recorder*, wo

ganze Alben angesagter ausländischer Bands, wie z. B. Depeche Mode oder The Cure, auf Tonbandkassette aufgenommen werden konnten. Auch bei der Themenauswahl hatte DT64 mehr Freiheiten als andere Sender und berichtete vergleichsweise früh über brisante oder tabuisierte Themen wie Homosexualität, Ausländerfeindlichkeit oder ab Mitte Oktober 1989 über die Leipziger Montagsdemonstrationen.

Seit dem 1. April 1990 sendete DT64 mit einem Vollprogramm rund um die Uhr. Im Einigungsvertrag wurde jedoch die Auflösung des DDR-Rundfunks oder dessen Überführung in die neuen Rundfunkanstalten der Länder bis Ende 1991 festgeschrieben. Als im September 1990 plötzlich auf den meisten der bisher von DT64 genutzten UKW-Frequenzen der Westberliner RIAS lief, regte sich ein in dieser Form unerwarteter Protest der Hörerinnen und Hörer. Allein in Dresden versammelten sich 2.000 Jugendliche vor dem Kulturpalast, um gegen die Abschaltung zu protestieren. Mehr als 220.000 Unterschriften wurden gesammelt, Mahnwachen abgehalten und Gebäude besetzt. Schließlich stimmten die drei CDU-Ministerpräsidenten von Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen einer weiteren Ausstrahlung von DT64 unter dem Dach der neuen Drei-Länder-Anstalt MDR zu, aber nur noch über Satelliten und unter neuem Namen. So wurde aus DT64 schließlich MDR-Sputnik mit Redaktionssitz in Halle. Die Erinnerung an DT64 wird im Internet heute noch von Fan- und Freundeskreisen hochgehalten.

Du hast den Farbfilm vergessen, mein Michael!



Nina Hagen bei ihrem Auftritt im Film *Hostess* (1976).

Die Aufregung ist groß in der Filmfabrik Wolfen an diesem Morgen im Jahr 1975: Großer Bahnhof für Nina Hagen, den neuen Stern am DDR-Schlagerhimmel und die Sängerin der inoffiziellen Hymne des Chemiewerks: *Du hast den Farbfilm vergessen!* Im Lied besingt eine schmelzende Nina ihre Wut, die sie beim Einkleben der Urlaubsbilder überkommt, leider alles triste Schwarzweißfotos, denn Micha hat den Farbfilm vergessen.

Neben der eingängigen Melodie war es wohl dieser Text, der das Lied über Nacht zum Hit werden ließ. Die Sehnsucht nach mehr Farbe im Alltagsgrau sprach vielen aus dem Herzen. Die ORWO-

Werbeabteilung wollte den Erfolg des Liedes nutzen: Nina Hagen sollte zwischen übergroßen Filmdosen auftreten.

Die ORWO-Filme waren ein wichtiges Exportprodukt. Welt-rang hatten die Wolfener Farbfilme schon lange: Der erste mo-derne Farbfilm überhaupt wurde 1936 hier erfunden. Nach dem Krieg ging das Patent allerdings an Kodak. Die Fabriken waren zum Teil stark zerstört und ein Neustart notwendig. Als Nina Ha-gen 1975 die Fabrik besuchte, arbeiteten hier wieder rund 14.000 Menschen, allerdings unter schlechten Arbeitsbedingungen.

Diese entgehen auch Nina Hagen vor ihrem Auftritt nicht: „Das ist Sklavenarbeit“, schreit sie und schließt sich auf dem Klo ein. Sie tritt dennoch auf, und das Publikum im VEB ist begeistert. Anders die Reaktion der Stasi: Sie streicht sämtliche Auslandsauftritte der Band.

Die Beziehung zwischen Nina Hagen und der DDR war we-gen ihres Stiefvaters Wolf Biermann ohnehin vorbelastet. 1976 stellte sie im Zuge der Proteste gegen seine Ausbürgerung einen Ausreiseantrag. Später wohnte sie zunächst bei ihm in Hamburg und wurde zur Mitbegründerin des deutschen Punks. Danach zog sie nach London, Holland und in die USA. Heute lebt Nina Hagen wieder in Berlin. Als scheinbar abgedrehte, eigentlich aber tiefgründige und kritische Punk-Diva füllt sie bis heute große Säle oder singt An der Alten Försterei die Vereinshymne von Union Berlin.

Eine solche Erfolgsgeschichte kann über die Filmfabrik Wolfen nicht erzählt werden. Nach dem Ende der DDR fand sich kein Investor, und sie wurde abgewickelt. Heute sind ORWO-Filme fast vergessen. Ninas *Farbfilm* vergisst hingegen niemand, außer natürlich Michael.

Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik



Der Weg in die neue Wohnung war oft beschwerlich.

Auf ihrem 8. Parteitag 1971 verkündete die SED ihren neuen Kurs: Die Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik. Der neue starke Mann Erich Honecker besann sich darauf, dass Sozialismus ja auch sozial sein sollte. Wirtschafts- und Sozialpolitik würden künftig also eine Einheit bilden und die Menschen in der DDR *Seit an Seit in die neue Zeit* ziehen.

Der Lebensstandard musste unbedingt erhöht werden. Dazu wurden etwa die Preise für Waren des täglichen Bedarfs und Grundnahrungsmittel weit unter dem Herstellungspreis festgeschrieben. Vor allem aber baute man in zwanzig Jahren mehrere Millionen neue Wohnungen. Es sollte schnell gehen, also musste am Aussehen gespart werden – Plattenbauten eben –, aber dafür waren sie gut ausgestattet: Warmes Wasser

gab es natürlich, und das Klo auf halber Treppe war Geschichte! Außerdem konnte sich bis 1980 im Prinzip jeder Haushalt einen Fernseher und einen Kühlschrank leisten.

Auch die Arbeiterinnen und Genossenschaftsbäuerinnen sollten nicht zu kurz kommen. Nicht nur dadurch, dass jetzt jeder Haushalt eine Waschmaschine hatte, sondern auch durch mehr Kinderbetreuungsplätze und vollbezahlten Schwangerschaftsurlaub wurde Frauen der Alltag erleichtert. Das hat zwar kaum traditionelle Rollenbilder aufgebrochen, aber immerhin fast alle Frauen an die Werkbank oder die Melkmaschine gebracht. Am heimischen Herd standen sie dann nach Feierabend und am Wochenende.

Das Ganze kostete natürlich viel Geld. Also musste irgendwie die Produktivität gesteigert werden. Dafür wurde verstaatlicht, wer und was noch frei herumwirtschaftete, und in die volkseigenen Strukturen eingebunden. Leider waren diese starr und unflexibel, weshalb die Rechnung nicht aufging. Als der große Bruder aus dem Paradies der Werktätigen plötzlich Weltmarktpreise für seine brüderliche Rohstoffhilfe haben wollte, musste zähneknirschend ein riesiger Kredit im Westen aufgenommen werden, auch, um die teure Sozialpolitik zu finanzieren. Trotzdem war die DDR auch in wirtschaftlicher Hinsicht nicht zu retten, und nach der Einheit übernahm dann der siegreiche Klassenfeind mit seiner kapitalistischen Turbowirtschaft die Finanzierung der Sozialpolitik in Ostdeutschland.

Ein Kessel Bunes



Dass ich eine Schneeflocke wär ... sang Veronika Fischer 1976 im Kessel Bunes.

Im Jahr 1972 wurde im Fernsehen der DDR der erste *Kessel Bunes* angeheizt, und der *Kessel* stand anschließend 20 Jahre unter Volldampf. *Ein Kessel Bunes* entwickelte sich schnell zur beliebtesten Fernsehunterhaltungssendung zwischen Kap Arkona und dem Fichtelberg, und auch auf so manchem Bildschirm im Westen Deutschlands brodelte der *Kessel*.

Der Name *Ein Kessel Bunes* war kein leeres Versprechen und das Programm eine bunte Mischung aus Musik, Tanz, Cabaret, Akrobatik und vielem mehr. Die Sendung sollte Glanz, Glamour

und Flair in den Alltag der Menschen bringen. Dafür sorgte ein großes Staraufgebot. Und viele Größen der DDR-Unterhaltungsbranche gaben im *Kessel Bunt* als Moderatoren den Ton an: Dagmar Frederic, Petra Kusch-Lück, Wolfgang Lippert, Heinz Rennhack oder Willi Schwabe. Publikumsliebbling war die Kabarettistin Helga Hahnemann. Aufgrund ihrer Popularität gehörte das Multitalent mit seiner unverwechselbaren Berliner Schnauze zu den ganz wenigen in der DDR, die sich offene Kritik an Partei und Staatsführung erlauben konnten. Die Sendung lief sechsmal jährlich am Samstagabend und wurde in verschiedenen Orten produziert. Durch den Sendetermin stand *Ein Kessel Bunt* in direkter Konkurrenz zu *Wetten daß ...?* oder *Verstehen Sie Spaß?* im Westfernsehen. Und vor dieser Konkurrenz musste das Aushängeschild des DDR-Fernsehens sich nicht verstecken. Neben den einheimischen Stars aus Musik- und Showbusiness traten im *Kessel Bunt* auch international bekannte große Namen auf.

Der *Kessel Bunt* war nicht allein in der DDR populär. Auch die Fernsehzuschauer in der Sowjetunion, der Tschechoslowakei und in Polen oder Ungarn freuten sich auf die Sendung, die live in diese Länder übertragen wurde. Ab 1991 hielt die ARD den *Kessel* noch für gut zwei Jahre unter Dampf. Aber die Sendung konnte selbst dann nicht an frühere Erfolge anknüpfen, als Frank Schöbel – einer der größten Unterhaltungstars der DDR und schon beim ersten *Kessel* 1972 zu sehen – wieder durch das Programm führte. Ende 1992 ließen die Programmverantwortlichen in der ARD dann aufgrund immer weiter sinkender Einschaltquoten endgültig die Luft aus dem *Kessel Bunt*, und nach knapp 120 Aufgüssen war Schluss.

Elf 99



Das Team von *Elf 99* erhält am 14.12.1989 in München den *Bambi 89*.

1199 war die Postleitzahl von Berlin Adlershof. Dort befanden sich die Studios des staatlichen DDR-Fernsehens. Gesendet werden durfte nur, was im Interesse der Regierung war.

Allerdings gab es eine späte Ausnahme – das Team von *Elf 99*, das die gleichnamige Jugendsendung produzierte. Diese wurde am 1. September 1989 erstmalig ausgestrahlt. Gemacht wurde sie von jungen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des DDR-Fernsehens, die erst kurz zuvor ihr Studium an der Hochschule für Film und Fernsehen oder ihre Ausbildung beendet hatten. Ungewöhnlich war, dass die Redaktion von *Elf 99* Fernsehen so machen durfte, wie es ihren Vorstellungen entsprach.

Sie hatte dafür modernste Technik bekommen und konnte ihre Ideen umsetzen, ohne ständig gegängelt zu werden.

Die zweistündige Sendung Elf 99 bestand aus Musikvideos, Nachrichten, Interviews und Filmen. Sensationell waren zum Beispiel die Ausstrahlung der Fernsehfassung von *Dirty Dancing* oder ein Interview mit Udo Lindenberg.

Jede Sendung von Elf 99 war überraschend anders, und ganz schnell hatte sich ein großes Stammpublikum gebildet. Junge Leute schauten plötzlich mit Begeisterung DDR-Fernsehen. Das war ungewöhnlich, denn viele Menschen in der DDR favorisierten eigentlich das Westfernsehen. Das war zwar nicht so richtig erlaubt, aber eben auch nicht so richtig verboten. Am Niveau der dort ausgestrahlten Sendungen wurden die Beiträge des DDR-Fernsehens gemessen, und oft zogen sie im Wettkampf der Fernsehsysteme den Kürzeren. Viele empfanden das Programm als zu staatstragend, zu öde und ohne Esprit.

Der Sendebeginn von Elf 99 im September 1989 lag zeitlich nah an der politischen Wende im Herbst 1989. Die Elf 99-Redaktion berichtete ungewohnt kritisch über die politische Situation. Vor allem nach dem Fall der Berliner Mauer gab es mehrere legendäre Sendungen. Dazu gehörten ein Live-Interview mit FDGB-Chef Harry Tisch oder die Reportage aus der Waldsiedlung Wandlitz, dem Wohnort vieler hoher Parteifunktionäre.

Mit dem Ende der DDR endete auch die Geschichte des DDR-Fernsehens. Der Versuch, die Sendung Elf 99 bei RTL und später bei VOX weiterzuführen, scheiterte.

Was von Elf 99 bleibt, ist die Erinnerung an ein außergewöhnliches Stück DDR-Fernsehggeschichte.

Exquisit: Mode im Staatsauftrag



Modebewusstsein auf Thüringer Waldwegen.

Die DDR war nicht unbedingt als Modeland bekannt. Top-aktuelle Kleidung gab es meistens nur aus dem Westpaket, im Intershops oder im *Ex*, wie man die Läden der Marke Exquisit auch nannte. Diese wurden bereits 1962 aus der Taufe gehoben. Wegen der hohen Preise sind die Exquisit-Boutiquen auch als *Uwubus* (*Ulbrichts Wucherbuden*) bekannt. Einzelne Stücke kosteten schnell schon einmal über 2.000 Mark, viel mehr als das damalige Durchschnittseinkommen. Trotzdem fand die

Bekleidung von Exquisit reißenden Absatz. Chef von Exquisit war seit 1970 Artur Winter, der auch den Beinamen Modezar der DDR trug. Er schuf neue Strukturen, die einmalig in der DDR-Wirtschaft waren. Die Vermarktung der Produkte erfolgte nach kapitalistischem Vorbild, und teure Materialien wurden häufig im westlichen Ausland eingekauft. Exquisit produzierte in geringen Stückzahlen, um dem Wunsch der Kundinnen und Kunden nach Individualität zu entsprechen. So beförderte Exquisit das Bild selbstbewusster und attraktiver Frauen in der DDR. Die Models hießen damals Mannequins und präsentierten die Mode volksnah, z. B. bei der Ernte auf einem Mähdreher. In guter Erinnerung geblieben ist auch eine Modenschau am FKK-Strand in Rostock-Warnemünde aus dem Jahr 1981. Der volkseigene Handelsbetrieb (VHB) Exquisit stellte jedes Jahr zwei Kollektionen vor und war das gefragteste Label der DDR. In den 1980er Jahren gab es in jeder Kreisstadt mindestens ein Exquisit-Geschäft, 1989 waren es insgesamt 530. In den 1980er Jahren wurde die Mode *made in GDR* auch in Westeuropa bekannt. Chefdesigner Artur Winter war mit einer Französin verheiratet und lebte abwechselnd in Berlin und Paris. Ein solches Leben konnten in der DDR nur sehr wenige Personen führen. Ihm gelang es, dass Exquisit sogar eine Boutique in den Pariser *Galleries Lafayette* eröffnen konnte. Nach 1989 teilte Exquisit das Schicksal sehr vieler Betriebe in der DDR. Das Unternehmen war angeblich nicht lebens- und konkurrenzfähig und musste schließen. Artur Winter ging nach Paris, viele Designer und Designerinnen der Exquisit-Mode übernahmen Lehrtätigkeiten an verschiedenen Hochschulen.

Freiheit für Angela Davis!



Herzlicher Empfang für Angela Davis bei den Weltfestspielen der Jugend 1973 in Ostberlin.

Im Sommer 1970 wurde bekannt, dass in den USA eine junge Frau – Angela Davis – offensichtlich zu Unrecht im Gefängnis sitzt. Sie engagierte sich gegen die Politik der Apartheid und unterstützte die schwarze Bürgerrechtsbewegung. Nach Abschluss ihres Studiums trat sie dem *Student Nonviolent Coordinating Committee* bei und wurde Mitglied der *Black Panther Party* und ab Juni 1968 auch des *Che-Lumumba-Clubs*.

Ein Mitglied der *Black Panther* – George Jackson – saß im Gefängnis. Während einer Gerichtsverhandlung kam es zu einem Schusswechsel, bei dem vier Menschen starben. Da eine Waffe auf den Namen Angela Davis' gekauft worden war, wurde sie vom FBI auf die Liste der zehn meistgesuchten Kriminellen

der USA gesetzt und wenig später verhaftet. Ihr drohte die Todesstrafe.

Auch die DDR-Bevölkerung erfuhr von der Gefahr, in der Angela Davis schwebte. Es wurden Bilder von ihr veröffentlicht. Diese machten die junge, kluge und schöne Frau mit dem ausladenden Afrolook über Nacht zu einer Ikone. Die USA war für die DDR der Inbegriff des Klassenfeindes. Dass Angela Davis zu den Menschen in den USA gehörte, die gegen das System kämpften, machte sie automatisch zu einer Verbündeten der DDR. Es war selbstverständlich, dieser Kommunistin aus den USA zu helfen.

Auch die Menschen in der DDR beteiligten sich an der weltweiten Aktion „Eine Million Rosen für Angela Davis“. Tausende, vor allem viele Kinder, machten mit und malten Rosen auf Karten, die zu Angela Davis ins Gefängnis geschickt wurden. Als es 1972 endlich zum Freispruch kam, räumte der verantwortliche Richter ein, dass ihn die weltweite Solidaritätsaktion tief beeindruckt habe. Das erfüllte natürlich alle mit Stolz, die sich an der Aktion beteiligt hatten.

Im September 1972 besuchte Angela Davis die DDR. Überall, wo sie während ihrer Reise auftrat, wurde sie euphorisch empfangen und mit Sprechchören „Frieden – Freundschaft – Solidarität“ gefeiert. 1973 nahm Angela Davis an den Weltfestspielen in Berlin teil und sprach am letzten Tag das Gelöbnis der Teilnehmer in deutscher Sprache.

Angela Davis engagiert sich in den USA weiter für die Rechte der People of Color und arbeitete als Wissenschaftlerin. Heute ist sie aktives Mitglied der Occupy-Bewegung.

Freundschaft!



FDJler und Gaststudenten in einer Versammlung an der TH Ilmenau in den 1970er Jahren.

„Bau auf, bau auf, bau auf, bau auf, Freie Deutsche Jugend, bau auf. Für eine bessere Zukunft richten wir die Heimat auf!“, dieses Aufbau lied haben wohl noch viele im Ohr. Tatsächlich gab es viele sogenannte Jugendobjekte, die unter Federführung der FDJ aufgebaut wurden, wie zum Beispiel der Überseehafen Rostock von 1957 bis 1960 oder natürlich die Druschba-Trasse.

Gegründet wurde die FDJ 1946 und stellte sich zunächst Ziele wie die Erhaltung der Einheit Deutschlands, den Einsatz für Humanismus, Frieden, Demokratie und Völkerfreundschaft. Mit der Zeit kam es jedoch zu einer zunehmenden Ideologisierung der Organisation. Ihre Strukturen waren denen der SED nicht unähnlich, selbst einige Bezeichnungen wurden übernommen. So hieß der Vorsitzende einer Gruppe

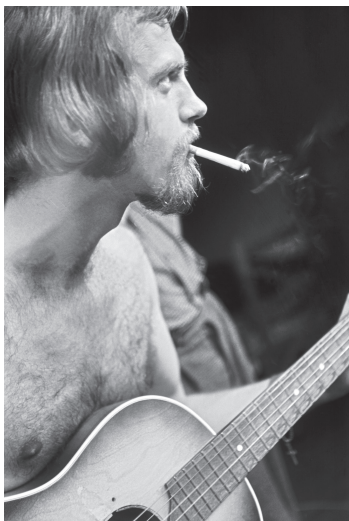
FDJ-Sekretär. Das gilt auch für die spätere Bundeskanzlerin Angela Merkel.

In der DDR gehörte anfangs nur eine Minderheit der Jugend der FDJ an. Spätestens ab den 1970er Jahren wurde sie aber zu einer Massenorganisation. In der 8. Klasse traten ganze Klassenverbände der FDJ bei, oft kam es zu einer Vermischung von Schul- und FDJ-Arbeit. Wer nicht FDJ-Mitglied wurde, galt schnell als Außenseiter und hatte kaum eine Chance, die Erweiterte Oberschule oder später eine staatliche Hochschule zu besuchen.

Neben umfangreicher politisch-ideologischer Arbeit, die dem *F* im Namen nur bedingt gerecht wurde, bot die FDJ aber auch Angebote, die altersgemäß zum *J* im Namen passten und deswegen gut angenommen wurden, wie z. B. die zahlreichen Jugendklubs oder die von der FDJ organisierten Rock- und Popkonzerte, teilweise mit großen ausländischen Stars, wie etwa das legendäre Konzert von Depeche Mode 1988 in Berlin. Populär war auch Jugendtourist, das FDJ-Reisebüro, nicht zuletzt wegen seiner günstigen Preise. Konzerttickets und Reisen wurden zunächst über die FDJ-Organisationen vertrieben, was nicht abgesetzt wurde, ging dann in den freien Verkauf.

Das alles konnte die FDJ nach der politischen Wende 1989/90 nicht retten. In Erinnerung bleiben in erster Linie die ideologische Bevormundung, die Eingriffe in viele Lebensbereiche, der obligatorische Freundschaftsgruß und die Melodie des bekannten Liedes: „Bau auf, bau auf ...“

Freygang und die Ambivalenz des rechtsfreien Raums



Ein *Freygänger* oben ohne mit Klampfe und Kippe.

Die Geschichte der Band Freygang endet abrupt am 15. Dezember 2008. In dieser Nacht stirbt der Sänger, Gründer und „Käpt’n“ André Greiner-Pol (AGP). 31 Jahre zuvor gründete er gemeinsam mit dem Saxophonisten Reiner Lorenz die Freygang-Blues-Band. Schnell erspielte Freygang sich einen Ruf als exzellente Live-Band. Bei ihrem Einstufungsvorspiel für die obligatorische Spielerlaubnis schafften sie es immerhin in die Güteklasse Mittelstufe!

AGP entpuppte sich schnell als Paradiesvogel mit Hang zu „Größenwahn und Jähzorn, aber auch zu Wärme und Konsequenz“, wie es in einem Buch über die Combo heißt. Ein großes

Ego, aber auch ihre Kommunikationsfähigkeit machten sie zu einer der wichtigsten Integrationsfiguren der DDR-Subkultur der 1980er Jahre. Musikalisch entwickelt sich Freygang weg vom Blues hin zu einer Anarcho-Rockband im Stil von Ton Steine Scherben. 1983 stieß der Sportlehrer Klaus-Peter Egon Kenner als Gitarrist zur Band und blieb ihr in Hassliebe verbunden – bis zu ihrer Auflösung.

Freygang war berühmt für seine Fans, die berüchtigten „Freygänger“. Regelmäßig wurden Konzerte zu Happenings umfunktionierte. Das erste Spielverbot erfolgte 1983 wegen Verfehlungen des Sängers. 1985 erhielt die Band die Auftrittserlaubnis zurück, um kurz darauf wieder verboten zu werden. Bei einem Konzert wurde AGP von der Volkspolizei verhaftet, Tatvorwurf: staatsfeindliche Hetze und Überschreitung der sozialistischen Moral. Der Sänger hatte in einer Ansage weibliche Besucherinnen zum Sex mit dem neuen Gitarristen Gerry Franke aufgerufen.

Gregor Gysi konnte eine Haftstrafe abwenden, nicht jedoch das Spielverbot auf Lebenszeit. Dennoch gelang es der Band 1987 unter dem Namen O.K.-Band, eine Tournee an die Trasse der Freundschaft in der Sowjetunion zu absolvieren. Wieder zurück in der DDR unterlief die Band das Auftrittsverbot und spielte unter falschem Namen.

Nach dem Mauerfall wurde bekannt, dass mehrere Bandmitglieder IM der Staatssicherheit waren. So war auch AGP als IM Benjamin Karo tätig, bis die Stasi selbst die Zusammenarbeit auflöste. Dies wurde damit begründet, dass IM Karo nur dann Interesse an einer Zusammenarbeit hatte, wenn er sich davon einen persönlichen Nutzen versprach.

Gärtnern zum Wohle des Volkes



Auch die Kleingärtner stärkten die Republik mit ihren Erträgen.

Eine kleine Oase im Schreberhain, Blütenpracht im Alltagsgrau – städtische Kleingärten sind bis heute beliebt und gefragt. Auch in den Städten der DDR war die Kleingartenkultur fest verwurzelt und das nicht nur aus Erholungsgründen: Wer einen eigenen Kleingarten und ein paar Kaninchen besaß, war nicht auf die Produktivität der Landwirtschaft angewiesen.

Kleingärten gibt es in Deutschland schon lange: In sogenannten Schrebergärten, benannt nach dem Leipziger Arzt Moritz Schreber, genoss man in den Städten Blütenpracht sowie selbst geerntetes Obst und Gemüse schon im Kaiserreich. Staatschef Walter Ulbricht waren die Kleingärten suspekt und als kleinbürgerliche Besitztümer unerwünscht. Tausende Kleingärten ließ er im Zuge des Wohnungsbaus platt machen.

Sein Nachfolger Erich Honecker entdeckte jedoch die Vorzüge der Kleingärten für die Gesellschaft: Wer am Wochenende den Garten pflegte, hatte keine Zeit für aufrührerische Gedanken. Honecker verstand: Auch im Kollektiv waren kleine private Rückzugsorte und der Ausgleich zur harten Arbeit notwendig. Die Kleingärtner und Kleingärtnerinnen – organisiert im Verband der Kleingärtner, Siedler und Kleintierzüchter (VKSK) – wurden ab den 1970er Jahren nicht nur geduldet, sondern staatlich gefördert und entwickelten sich innerhalb der Nationalen Front zu einer der größten Massenorganisationen in der DDR.

In den 1980er Jahren begann die SED das Potenzial der VKSK systematisch für die Versorgung der Bevölkerung zu nutzen. Denn der Ertrag der Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften reichte längst nicht mehr für alle. Das Motto der VKSK lautete nun: „Nur ein produktiver Garten ist ein schöner Garten.“ Der Staat kaufte die Erzeugnisse der privaten Kleingärten und Kleintierzüchtereien auf: Für Obst, Gemüse und lebende Kleintiere konnte man sogar weit mehr kassieren, als die Erzeugnisse später in den Geschäften kosteten. Gärtnern und Züchten entwickelte sich so zu einem lukrativen Nebenverdienst. In den 1990er Jahren bauten einige der Hobbyzüchter und -züchterinnen dann ihre Anlagen zu kleineren, professionellen Zuchtbetrieben aus. Und in den Kleingärten spielte Blütenpracht wieder eine größere Rolle als Ernteertrag.

Gaucken



Joachim Gauck und Wolf Biermann auf dem Weg zur besetzten Stasi-Zentrale 1990 in Berlin.

Zur Jahreswende 1989/1990 war abzusehen, dass die DDR in ihrer damaligen Form nicht weiterbestehen würde. Das wussten auch die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen des Ministeriums für Staatssicherheit (MfS). Um ihre Spuren zu verwischen, begannen sie deshalb mit der Vernichtung von Akten im großen Stil. Doch die Bürgerinnen und Bürger der DDR machten ihnen einen Strich durch die Rechnung: Im Dezember 1989 besetzten sie die Zentralen in Erfurt, Suhl, Leipzig und Rostock und weitere Besetzungen folgten. Am 15. Januar 1990 stoppten Tausende nach einem Demonstrationsaufruf des Neuen Forums die

Aktenvernichtung in der Zentrale des Ministeriums in Berlin. Dadurch blieben Tausende Kilometer Akten erhalten.

Diese sollten künftig in einer eigenen Behörde verwahrt werden, die dem Bundesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik (BStU) untersteht. Immerhin handelte es sich um über 40 Millionen Karteikarten, 111 Kilometer Akten, knapp zwei Millionen Fotografien sowie beinahe 3.000 Filme und 25.000 Tonbänder.

Wegen des komplizierten Namens der Behörde bürgerte sich der Brauch ein, diese nach dem oder der amtierenden Bundesbeauftragten zu benennen. Die Stasi-Bundesbehörde, die trotz wechselnder Vorsitze auch heute manchmal nach dem langjährigen Beauftragten und späteren Bundespräsidenten Joachim Gauck noch Gauck-Behörde genannt wird, leistet wichtige Arbeit bei der Aufarbeitung der SED-Diktatur.

Wer als IM andere bespitzelte, tat dies jedoch nicht immer freiwillig und aus Überzeugung. Die Trennlinie zwischen Opfern und Tätern ist nicht immer leicht zu ziehen. Oft ist ein und dieselbe Person Opfer und Täter gleichermaßen. Bis heute kommt es vor, dass Personen aufgrund der Aktenlage einer Zusammenarbeit mit dem MfS überführt werden. Wegen der Bekanntheit von Joachim Gauck wird dieser Vorgang auch als *gaucken* bezeichnet. So fand dieser Neologismus Eingang ins Deutsche. Bereits 1992 gehörte *gaucken* auf Platz sieben zu den Wörtern des Jahres, also zu den Wörtern und Wendungen, die den politischen und wirtschaftlichen Alltag der deutschen Gesellschaft sprachlich in besonderer Weise bestimmen.

Im November 2020 beschloss der Deutsche Bundestag die Auflösung der Behörde im Sommer 2021.

Geteilte Himmel



Christa Wolf bereitet sich auf den Deutschen Schriftstellerkongress 1955 vor.

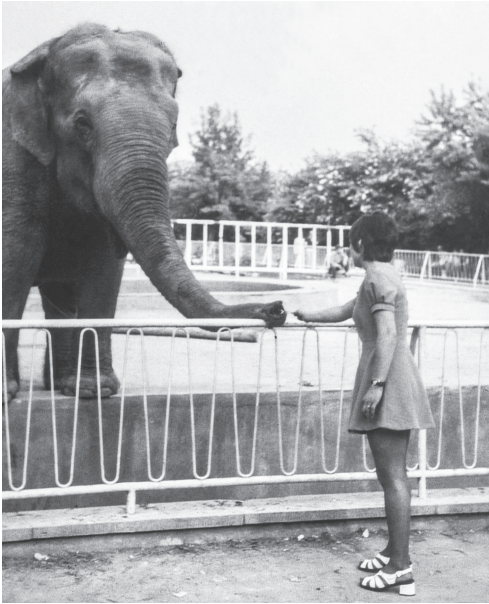
Guten Morgen, du Schöne! schrieb Maxie Wander 1978. Darin thematisiert die Autorin den Alltag von Frauen in der DDR. Das Buch ist eine Sammlung von Gesprächen mit unterschiedlichen Frauen: z. B. einer Schülerin, einer Kellnerin oder einer Hausfrau. Diese Protokolle behandeln Themen wie weibliche Eigenständigkeit und Selbstverwirklichung, individuelle Lebenswünsche von Frauen sowie Sexualität, Familie und Berufsleben. Obwohl in der DDR die soziale Gleichstellung der Geschlechter propagiert wurde, waren viele Frauen unzufrieden. Ihrer Meinung nach hatte die Lebensrealität nichts mit den öffentlich propagierten Fortschritten der Gleichberechtigung zu tun. Obwohl in der DDR viele Frauen in typischen Männer-

berufen arbeiteten, wurde wenig dafür getan, die Doppelbelastung von Frauen im Alltag zu verbessern. Maxie Wanders *Guten Morgen, du Schöne!* ist nur ein Beispiel für eine von Frauen (aber nicht nur für Frauen!) geschriebene Literatur.

Ein anderes Beispiel ist die 19-jährige Rita Seidel, Hauptfigur aus Christa Wolfs Erzählung *Der geteilte Himmel* (1963). Hier geht es um Ritas Beziehung zu Manfred. Während es ihr schließlich gelingt, einen festen Platz in der Gesellschaft zu finden, fasst Manfred den Plan, „rüberzumachen“. Rita will ihn überreden, bei ihr zu bleiben und muss eine Entscheidung treffen: Mit Manfred im Westen oder allein in der DDR? Christa Wolf ist sicherlich die bekannteste Autorin der DDR. Obwohl sie in ihren Texten unterschiedliche literarische Gattungen und Themen wählt, stehen meistens Frauenfiguren im Mittelpunkt. Selbst wenn die Themen und Personen dieser Romane aus der Mythologie (*Kassandra*, 1983) oder der Romantik (*Kein Ort, nirgends*, 1979) stammen, geht es in Wolfs Texten immer um den Zustand der DDR-Gesellschaft und den Wunsch, sie für Männer und Frauen zum Besseren zu verändern.

Gab es eine Frauenliteratur der DDR? Über diese schwierige Frage gibt es noch immer unterschiedliche Meinungen. Was aber sicher zu sagen ist: Die Literatur von Wolf, Wander und all den anderen bietet ganz unterschiedliche Einblicke in die Geschlechterverhältnisse der DDR und erzählt von individuellen Lebenswegen und -wünschen selbstbewusster Frauen.

Grüner und rosafarbener Elefant



Elefant im Erfurter Zoo: Nicht zu übersehen, obwohl er grau ist.

Zwar garantierte die Verfassung der DDR allen Bürgerinnen und Bürgern das Recht auf freie Meinungsäußerung, doch die Realität sah anders aus. Wer ohne Umschweife Kritik an der SED übte, musste mit harten Konsequenzen rechnen. Vorsicht war also stets geboten, schließlich hatte die Staatssicherheit ihre Augen und Ohren überall!

Viele Künstlerinnen und Künstler wollten sich aber keinen Maulkorb verpassen lassen. Doch zwischen ihnen und ihrem Publikum stand die staatliche Zensurbehörde. Die entschied, welche Gedanken unters Volk gebracht werden durften und

welche dem Rotstift zum Opfer fielen. Und hier kamen die grünen und rosafarbenen Elefanten ins Spiel. Dabei handelte es sich um eine Strategie von Kunstschaffenden zur Umgehung der Zensur. Und das funktionierte so: In einem Text wurde eine ganz offensichtlich kritische Äußerung platziert, ein sogenannter grüner oder rosafarbener Elefant, der bei der Zensur sofort ins Auge stach. Und während die sofort genüsslich den Rotstift zückte, entgingen ihr in unmittelbarer Umgebung der Elefanten zwischen den Zeilen versteckte kritische Aussagen, die weniger auffällig waren. Die grünen und rosafarbenen Elefanten dienten also der Ablenkung. Sie gingen der Zensur ins Netz, während ihr kleine kritische Mäuschen durch die Maschen schlüpfen und so ihren Weg zum Publikum fanden.

Sehr häufig waren Eingriffe der Zensur in der Rock-, Pop- und Punkmusik. Aber die Musiker und Musikerinnen wussten sich zu helfen. Systemkonforme Textzeilen wurden überspielt oder die Aussage des Textes durch eine andere Betonung geändert. Und wenn ein paar besonders auffällige Lieder von der Setlist flogen, blieben die weniger auffälligen, aber ebenso kritischen Songs darauf stehen.

Es ist erstaunlich, was auf diese Weise nach der Zensur manchmal offiziell veröffentlicht werden konnte. Silly dichteten in ihrem Lied „S.O.S.“ 1989 poetisch verklausuliert: „Immer noch glaubt der Mann im Ausguck einen Silberstreif zu sehn / Immer noch findet sich keiner, der ausspuckt, und keiner darf beim Kompass steh'n.“ Die Gruppe Pankow sang schon 1988 direkt und offensiv: „Zu lange gewartet, zu lange gehofft, zu lange die alten Männer verehrt.“

Grüne Wiese, Weißer Traum und Blauer Würger



An ein Ur-Krostitzer war nur schwer ranzukommen.

In der DDR wurde gern und viel gefeiert. Und es gab keine Feier ohne Alkohol. Bruder Alkohol war die Gesellschaftsdroge Nr. 1. Kaum irgendwo wurde so viel getrunken wie in der DDR. Aber darauf muss man nicht stolz sein. Auch bei Ehescheidungen, Schwangerschaftsabbrüchen und Selbstmorden belegte der ostdeutsche Arbeiter- und Bauernstaat im weltweiten Ranking Spitzenpositionen. CO₂-Emissionen könnten an dieser Stelle ebenfalls noch angeführt werden.

Dass die Versorgungslage in der DDR oftmals zu wünschen übrig ließ, ist bekannt. Aber zumindest die einheimischen Brauereien und Brennereien ließen die Bevölkerung nicht auf dem Trockenen sitzen. Die Regale mit Korn, Bier, Schnaps und Wein waren in den Konsumkaufhallen immer gut bestückt. Getrunken wurde nicht nur zu Hause, sondern oft und gern auch in Gaststätten, Bierstuben oder Kneipen, die abends fast immer bis auf den letzten Platz gefüllt waren. Das lag auch an den geringen Unterschieden zwischen den Ladenpreisen und den Preisen in den Schankstuben. Fassbier oder Flaschenbier war in den meisten Wirtshäusern praktisch zum selben Endverbraucherpreis (EVP) erhältlich. Bekannte Marken sind bis heute Hasseröder, Lübzer, Apoldaer Dominator, Köstritzer, Ur-Krositzer, Erfurter Angerbräu, Gothaer, Berliner Pilsener oder das Punker-Edelbräu Sternburg. Die Nobelmarken Radeberger und Wernesgrüner waren nur als Bückware erhältlich oder in den Mitropawagen der Reichsbahn. Viele der bekannten ostdeutschen Biere haben nach der Übernahme durch internationale Großbrauereien ihre Urtümlichkeit und ihren spezifischen Geschmack verloren. Sie sind so zu sogenannten Konsensbieren wie die meisten Industriebiere in Deutschland geworden. Und in einigen Fällen ist das sicherlich kein Nachteil.

Beliebte Spirituosen waren verschiedene Arten von Kornbränden wie Juwel Klarer, auch Blauer Würger genannt (Weißer), und der verbreitete Weinbrandverschnitt Goldbrand (Brauner). Auf vielen Feiern oder in Gaststätten wurde einfach nur gefragt: „Weißer oder Brauner?“ Legendär waren auch die DDR-Cocktails Grüne Wiese und Weißer Traum. Beide sind aber nur noch selten auf den Speisekarten in den fünf neuen Bundesländern zu finden.

Gute Freunde in der Volksarmee



Das Wehrlager galt als Vorbereitung für den Dienst in der NVA.

„Gute Freunde, gute Freunde, gute Freunde in der Volksarmee. Sie schützen unsre Heimat zu Land, zur Luft und auf der See.“ So hieß es in einem zu DDR-Zeiten bekannten Kinderlied. Die tatsächliche Beliebtheit der Angehörigen der Nationalen Volksarmee (NVA) war aber recht unterschiedlich, je nachdem, wo man wohnte, wen man persönlich kannte und vielleicht auch davon abhängig, ob und wo man seinen Wehrdienst geleistet hatte.

Die NVA, in der die meisten ihren Wehrdienst absolvierten, wurde im März 1956 wenige Monate nach der Bundeswehr gegründet. Zunächst war sie eine Freiwilligenarmee. Erst ab 1962 musste jeder Mann zwischen 18 und 26 Jahren 18 Monate lang seinen obligatorischen Grundwehrdienst leisten. Gern gesehen waren aber auch Längerdienende.

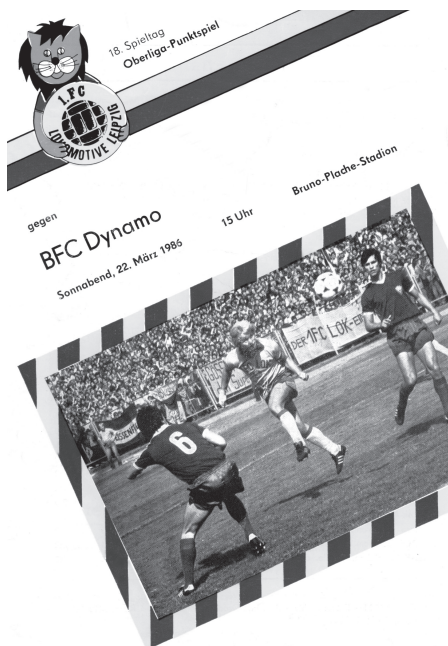
Zu Zwecken der Personalgewinnung durfte die NVA in den Schulen Veranstaltungen durchführen und für eine Offiziers- oder Unteroffizierslaufbahn werben. So konnten schon Schüler ihre Bereitschaft signalisieren, später bis zu 25 Jahre als Offizier zu dienen. Bindend war eine solche Erklärung zwar nicht, aber Schulen, die viele solcher Offiziersanwärter nach oben melden konnten, standen gut da. Durch den Wehrunterricht, das Wehrlager für die Jungs und die Hans-Beimler-Wettkämpfe war das Militär in den Schulen immer wieder präsent.

Für diejenigen, die aus Gewissensgründen nicht mit der Waffe dienen wollten, wurden 1964 die Einheiten der sogenannten Bausoldaten geschaffen. Sie trugen auf ihren Schulterstücken symbolisch einen Spaten. Auch diese Einheiten waren formal militärisch organisiert, und der Dienst dort war alles andere als ein Zuckerschlecken.

Ein besonders trauriges Kapitel der NVA war die sogenannte Disziplinareinheit in Schwedt (Oder). Für ernstere Vergehen konnten GWD und UaZ für ein bis drei Monate nach Schwedt geschickt werden. Durch den extrem harten Dienst und besonders brutale Vorgesetzte kamen fast alle als gebrochene Menschen zurück.

Die meisten jungen Männer und ihre Familien betrachteten den Wehrdienst als erheblichen Einschnitt in ihrem Leben. Möglicherweise trug er auch zur Charakterbildung bei, aber insgesamt führte er zu einer deutlichen Verrohung und zum Ende vieler persönlicher Beziehungen außerhalb der Kaserne.

Ha – ho – he, wir hassen den BFC!



Elfer oder nicht? Überzeugen Sie sich selbst!

22. März 1986, Leipzig, Bruno-Plache-Stadion. Im Spitzenspiel der DDR-Oberliga trifft der daueramtierende Meister BFC Dynamo auf seinen Herausforderer, den 1. FC Lok Leipzig. Das Spiel wird die Weichen in Richtung Meisterschaft stellen. 94. Minute. Lok führt 1:0, der Sieg ist greifbar nahe. Da, ein BFC-Spieler taumelt, ein Pfiff. Schockstarre unter den Zuschauern. Der obligatorische BFC-Elfmeter? Es kam, was viele befürchteten – Strafstoß für den BFC in letzter Minute. Der BFC gleicht aus und wird einige Monate später Meister, mit zwei

Punkten Vorsprung vor dem 1. FC Lok. Selbst beim Stadtrivalen aus Leutzsch wollte keine richtige Schadenfreude aufkommen. Ha – ho – he, wir hassen den BFC! Das galt in der DDR-Oberliga über Gräben hinweg, die bis heute unüberwindbar sind.

Der Berliner Fußballklub Dynamo wurde als Sportverein der Sicherheitsorgane der DDR gegründet. Dumm war nur, dass mit dem Armeesportklub Vorwärts in Berlin bereits ein Platzhirsch dominierte. Kein Problem, den kommandierte, oder, wie es offiziell hieß, delegierte man einfach in die Provinz an die Oder-Neiße-Friedensgrenze – weiter östlich ging es nicht. 1979 startete dann die Ära des BFC. In teils souveräner Manier holte sich der Verein zehn Meistertitel hintereinander. Allerdings bekam man im zunehmenden Maße den Eindruck, dass hier immer wieder ein wenig von außen nachgeholfen wurde. Die Konkurrenz aus Leipzig, Dresden, Magdeburg und Jena hatte gegen das in weinrot auflaufende Lieblingsspielzeug von Stasi-Chef Erich Mielke stets das Nachsehen. Der Popularität des BFC war dies nicht gerade dienlich. In den Stadien schlugen Unfrieden und Ablehnung oft in offenen Hass um. Das Fußballstadion war ein geeigneter Ort, seine Unzufriedenheit mit dem politischen System der DDR auszuleben. Hier konnte man verbale Grenzen ausloten und auch über sie hinweggehen.

Und wie war das nun mit dem angeblichen Elfmetergeschenk von Leipzig? Später aufgetauchte Videoaufnahmen bewiesen, dass die vielen Tausend Augenzeugen blau-gelbe Lokalbrillen trugen: Der Strafstoß war berechtigt! Im Leipziger Bruno-Plache-Stadion ist der BFC auch heute noch zu Gast, allerdings vier Spielklassen tiefer als in den Glanzzeiten der beiden Rivalen.

Hoheneck



Bis zu zehn Doppelstockbetten standen in einem „Verwahrungsraum“ im Frauengefängnis.

Das bekannteste Gefängnis für Frauen befand sich im Schloss Hoheneck im Bezirk Karl-Marx-Stadt. Ein Drittel der Frauen saß aus politischen Gründen ein, ich war eine von ihnen. Alle anderen Gefangenen waren Kriminelle, darunter auch Mörderinnen. Die Anstalt war wegen ihrer besonders harten Haftbedingungen berüchtigt.

Es gab mehrere Arbeitskommandos in der Strafvollzugseinrichtung Hoheneck. Zum einen die Strumpffabrik Esda, dann ein Sonderkommando, das verschmutzte und zerrissene Uniformen trennte. Das war eine Drecksarbeit, für die wir ab und zu eine Zitrone oder ein paar Gramm Butter bekamen. Außer-

dem gab es noch die Kommandos Planet II und III, in denen Bettwäsche genäht wurde, zum größten Teil für den Export in die BRD. Ich wurde Planet II zugeteilt, wo ich in Akkordarbeit 1.400 Laken pro Schicht säumen sollte. Dort standen sehr viele Tische hintereinander, an denen jeweils eine Näherin an einer Nähmaschine saß. Links davon war ein langes Gestell neben den Tischen, auf dem die Ballen mit den Laken zu uns transportiert wurden. In einem Ballen waren immer einhundert Laken. Meine Maschine krauste das Laken zusammen, und ich musste alles wieder auftrennen. Das dauerte lange, und ich wusste, dass ich weder Post noch einen Sprecher mit einem Verwandten noch ein Päckchen bekommen würde, wenn ich meine Norm nicht schaffte. Ich erreichte sie nicht mal annähernd. Dementsprechend verdiente ich oft gerade mal vier „Knastmark“ im Monat. Die Kriminellen übererfüllten oft ihre Norm und erhielten dafür Gutscheine oder eine Sondererlaubnis für ein Päckchen, das dann Schuhe oder Unterwäsche enthalten durfte. Mir wurden Briefe nur stückweise vorgelesen oder ganz vorenthalten. Nur sehr selten bekam ich Post ausgehändigt. Meine Meisterin sagte: „Ihr Mann schreibt so gut, aber es ist etwas darin, was nicht erlaubt ist“. Meine Lenkungskraft, die als Zivilangestellte im Schloss Hoheneck arbeitete, hatte Mitleid mit mir und versetzte mich in ein neu eingerichtetes Kommando, wo Kopfkissen mit Knopflöchern versehen wurden. Wir arbeiteten in drei Schichten. Natürlich wollte ich arbeiten, aber doch nicht im Akkord und im Schichtsystem. Ich war unschuldig und musste mir nun vorschreiben lassen, wie ich zu arbeiten hätte.

**Hurra, hurra, der Bus ist da.
Wir fahren an den FKK!**



FKK-Urlaub an der Ostsee als schönste Nebensache der Welt.

Sehr viele Menschen in Ostdeutschland erinnern sich gerne an diese Liedzeile. Der Ohrwurm stammt von der Band Juckreiz und handelt von der schönsten Zeit des Jahres, dem Urlaub.

Alle DDR-Bürger und -Bürgerinnen unternahmen gern Urlaubsreisen. Viele Gebiete der Welt waren unerreichbar, weil sie im sogenannten westlichen Ausland lagen. In viele der sozialistischen Länder konnte man zwar fahren, aber nicht alle hatten das notwendige Kleingeld. Also blieb der Urlaub innerhalb des Landes: Thüringer Wald, Harz, Erzgebirge, Spreewald, Mecklenburger Seenplatte ... und die Ostsee.

Urlaub an der Ostsee war Urlaub am Strand. Ferienheime hatten keine Pools. Das war nicht schlimm, denn keinem wäre

es eingefallen, seine Urlaubstage auf einer Liege am Pool zu verbringen. Alle wollten an den wunderbaren Strand.

Völlig normal war es, an der Ostsee „FKK zu machen“. Man sah alle Altersgruppen und alle Gewichtsklassen. Nackte sonnten sich, badeten, spielten Volleyball oder buddelten im Sand. Viele bekamen einen Sonnenbrand. Aber auch der gehörte zu einem erfolgreichen Urlaub dazu. Nur wenige dachten daran, dass zu viel Sonne auch schädlich für die Haut sein kann. Ob ein Urlaub schön oder weniger schön war, wurde am Grad der Bräunung gemessen.

Nach der Wende änderte sich die Situation radikal. Die Menschen aus der DDR wollten endlich die Welt erkunden und reisten überall hin, nur nicht an ihre Ostsee. Westdeutsche Gäste kamen an die Ostseestrände und wollten lieber Textil- als Nacktstrände.

Als ab Mitte der 1990er Jahre wieder mehr Ostdeutsche an die Ostsee fuhren, waren die Strände streng in Textil- und FKK-Strand aufgeteilt. FKK-Strände liegen ganz am Ende der Strandabschnitte, da wo der Strand nicht so schön und der nächste Kiosk mit Eis und Getränken weit weg ist. Nach dem FKK-Strand kommt nur noch der Hundestrand.

Viel wurde nach dem Ende der DDR darüber spekuliert, warum es gerade in der DDR so viele FKK-Anhänger gab. Manche stellten die These auf, dass damit ein Stück Freiheit genossen wurde, als Ausgleich für die fehlende politische Freiheit. Aber vielleicht war es auch ganz anders, denn es ist einfach nur schön, nackt in der Ostsee zu baden.

Intershop: (K)ein ständiger Begleiter des Sozialismus



Forumschecks: So sah die harte D-Mark in der DDR aus.

Im Jahr 1976 ließ SED-Generalsekretär Erich Honecker die Bevölkerung der DDR mit einem offenen Wort aufhorchen. Honecker sagte, die Intershop-Läden könnten selbstverständlich kein ständiger Begleiter des Sozialismus sein. Kaum gesagt, bildeten sich vor den Intershops im Land lange Schlangen.

Die Intershops waren die Schaufenster des westlichen Konsums in der DDR. Dort konnten die Menschen all die tausend schönen Dinge kaufen, die sie täglich im Westfernsehen sahen. Allerdings hatte die Sache einen Haken oder besser die Waren in den Konsumtempeln ihren besonderen Preis: Bezahlt werden musste in harter Währung bzw. mit sogenannten Forumschecks, in die das begehrte Westgeld umgetauscht wurde.

Intershops gab es in der DDR ab 1962. Zunächst waren die Läden an Bahnhöfen, Transitautobahnen und in Interhotels

untergebracht. Die Bevölkerung der DDR musste bis 1974 warten, um dort einkaufen zu können, denn bis zu diesem Jahr war der Besitz von Valuta im Land verboten. Das Geld kam zwar in erster Linie von der Westverwandtschaft, aber die D-Mark war in der DDR auch inoffizielle Parallelwährung. Oft boten die raren Handwerker ihre Dienstleistungen für Westgeld an, oder man musste solches vorstrecken, damit sie überhaupt kamen. Und natürlich ließ sich auch auf dem Schwarzmarkt die Währung des Klassenfeindes aus dem Westen eintauschen. Oft erhielt man dort für zehn Ostmark gerade einmal eine Westmark.

In den Intershops gab es alles, was in der DDR gar nicht oder nur schwer zu bekommen war. Und das sorgte in einer Gesellschaft, in der das Kollektiv und die Gleichheit im Vordergrund standen, für Neid und Missgunst mancher, die sich dort nichts kaufen konnten. So entstand Mitte der 1970er Jahre die Idee, die Intershops wieder zu schließen. Doch so weit kam es nicht. Parteichef Erich Honecker hat sich also in seiner Rede aus dem Jahr 1976 geirrt: Die Intershops blieben ein ständiger Begleiter des Sozialismus. Ende der 1980er Jahre gab es in der DDR über 400 von ihnen. Das war nicht das einzige Mal, dass der mächtigste Mann der DDR mit seinen Prognosen danebenlag, auch die Kraft von Ochs und Esel hatte der Staatsratsvorsitzende mächtig gewaltig unterschätzt.

Jahresendfigur mit Flügeln



Gott weiß, ich will ein Engel sein.

Welch merkwürdiger Begriff! Was soll man sich darunter vorstellen? War eine Jahresendfigur ein weihnachtlicher Schokoladenhohlkörper? Oder eher eine Weihnachtsgans?

Weder noch. Es war ein Weihnachtsengel, wie er im Erzgebirge aus Holz gedrechselt oder geschnitzt wurde und wird. Dieses himmlische Wesen gehört mit dem Bergmann zu den ältesten Motiven der erzgebirgischen Volkskunst. Mit Kerzen in den Händen erleuchteten sie in der Weihnachtszeit die Fenster und Wohnzimmer. Mancherorts ist es Brauch, so viele Engel auf das Fensterbrett zu stellen wie es Töchter im Hause und so viele der Bergmannsfiguren wie es Söhne gibt.

In den Kunstgewerbe-Läden der DDR konnte man die Holzfiguren mit etwas Glück und Vitamin B erstehen. Denn diese Gestalten waren beliebte Exportartikel und deshalb in den heimischen Geschäften Mangelware. Natürlich fragte jeder nach einem Engel. Aber wenn eine solche Figur in einen Karton verpackt wurde, bekam dieser die Aufschrift: *Jahresendfigur mit Flügeln*. So stand es zumindest in einer Ausgabe des Magazins GEO von 1986. Dort war von „Jahresendflügelfiguren“ die Rede. Aber auch der DDR-Satirezeitung „Eulenspiegel“, die oft die Absonderlichkeiten der DDR-Sprache aufs Korn nahm, wird dieses Wortgebilde zugeschoben. Aber gab es diese DDR-Wortschöpfung überhaupt? Was ist wahr, was ist Legende?

Wahr ist, dass die Ideologen der DDR bestrebt waren, alles, was an eine christliche Tradition erinnerte, aus dem Bewusstsein der Menschen zu verdrängen. So ist verständlich, dass ein Gottesbote, der Licht und Schutz vor Gefahren bringen sollte, entmystifiziert und sein Name nur auf seine Erscheinung im Kalenderjahr reduziert wurde.

Diesem Feldzug gegen alles traditionell Christliche in den 1970er Jahren fielen auch die bisherigen Bezeichnungen für die Schulferien zum Opfer. Aus *Weihnachtsferien* wurden *Ferien zum Jahreswechsel*, die *Osterferien* kamen als *Frühlingsferien* daher. Und aus dem Holzengel wurde die *Jahresendfigur* oder noch besser, die *Frau des Bergmanns*. Damit hatte man den himmlischen Boten in die irdischen Gefilde an die Seite des werktätigen Mannes geholt, was einem Arbeiter- und Bauernstaat besser zu Gesicht stand als ein überirdisches Wesen, noch dazu mit Flügeln.

Jugendweihe



Jugendweihe in den 1970er Jahren: Erst die Feier, dann das Vergnügen.

Die Jugendweihe stellte eine zentrale Größe in der Fest- und Feierkultur der DDR dar. Fast sieben Millionen Jugendliche wurden zu DDR-Zeiten durch die Jugendweihe in den Kreis der Erwachsenen aufgenommen. Dass sie alle dabei mit ihrem Gelöbnis auf den sozialistischen Staat, seine Ideologie und die unverbrüchliche Freundschaft zur Sowjetunion eingeschworen wurden, hat sich im kollektiven Gedächtnis weniger festgesetzt. Mit der Jugendweihe ging auch die Aufnahme in die FDJ einher, und die 14-Jährigen konnten ihr rotes Halstuch gegen ein Blauhemd tauschen.

Alljährlich im Frühjahr wurden fast alle Achtklässler als Jugendliche geweiht. Der Festtag selbst sah am Vormittag eine ideologisch durchgetrimmte Feier vor. Ab dem Mittag löste

sich die offiziös organisierte Festtagsstimmung beim gemütlichen Beisammensein von Familie und Freundeskreis mehr und mehr auf. Für die meisten Jugendlichen stand ohnehin die Aussicht auf reiche Geschenke im Vordergrund.

Der Weihe selbst gingen etwa zehn Jugendstunden voraus, in denen wahlweise Gruppendiskussionen zum Sozialismus, Besuche von Betrieben oder LPGs oder ein Ausflug zu den in der DDR stationierten sowjetischen Truppen durchgeführt wurden. Auch Gedenkstätten standen häufig auf dem Programm. Bei der Feierstunde erhielten die Jugendlichen dann auch ein Buch, das den Weg in die sozialistische Gesellschaft weisen sollte.

Die geschilderte politische Vereinnahmung der Jugendlichen erklärt aber nicht, warum sich viele Ostdeutsche positiv an die Jugendweihe erinnern. Und auch nicht, warum sich diese nach 1990 anhaltender Popularität bei Jugendlichen und Eltern in den neuen Bundesländern erfreut, natürlich ganz ohne den politischen Charakter aus DDR-Zeiten. Die Kirchen haben darauf nach der Maueröffnung zunächst mit Unverständnis und Protest reagiert. Ihre Aufklärungsarbeit läuft aber ins Leere, da sich alltagskulturell bei den Menschen ein ganz anderes Verständnis des Festes etabliert hat: All die Vorbereitungen, um angesichts der Mangelwirtschaft halbwegs passabel gekleidet zu sein, das Beisammensein der Familie, das gute Essen und natürlich die Geschenke, dann kam der erste Alkohol und bei der Fete am Abend vielleicht der erste Kuss.

Jugendwerkhof



Jugendwerkhof Torgau, Hofbereich für Jungen mit Sturmbahn, um 1978.

Sie sind 17 Jahre alt und haben ein Kofferradio, in dem Sie Radiosender aus dem bösen Westen hören. Eines Abends wird Musik gespielt, die Sie sofort begeistert. Sie werden zum Fan dieser Musikrichtung, lassen sich lange Haare wachsen und fangen an, Jeans und Lederjacke zu tragen. Dadurch fallen Sie in der sozialistischen Gesellschaft der DDR negativ auf, und Sie und Ihresgleichen werden zum Dorn im Auge der Staatsführung. Eines Tages werden Sie von zwei Zivilpolizisten angehalten und aufgefordert, die Kleidung zu wechseln und sich die Haare schneiden zu lassen. Sie weigern sich und geraten mit den Beamten in einen Streit, an dessen Ende Sie gedemütigt mit geschnittenen Haaren dastehen. Um es noch schlimmer zu machen, werden Sie wegen Ihres Rowdytums in einen Jugendwerkhof eingewiesen – eine staatliche Umerziehungsanstalt,

in der man sich nicht scheut, grausame Erziehungsmethoden anzuwenden. Diese Erfahrung werden Sie nie vergessen.

Jugendwerkhöfe waren Einrichtungen der Jugendhilfe, deren offizielle Aufgabe es war, sogenannte schwer erziehbare Jugendliche im Alter von 14 bis 20 Jahren zu einem gemäß dem sozialistischen Weltbild der SED-Führung besseren Menschen zu machen. Dies sollte einerseits durch Kollektiverziehung nach dem Vorbild des sowjetischen Pädagogen Makarenko, andererseits durch einen streng geregelten, fast militärischen Tagesablauf erreicht werden. Für die schwere körperliche Arbeit bekamen die umzuerziehenden Jugendlichen nur ein karges Lehrlingsentgelt, von dem sie einen Teil an den JWH abführen mussten.

In der DDR gab es über 30 solcher Jugendwerkhöfe. Sie zählten zusammen mit Heimen für schwer erziehbare Kinder zu den Spezialheimen der DDR. Insgesamt haben diese Erziehungsanstalten im Zeitraum von 1949 bis 1990 etwa 135.000 Jugendliche durchlaufen. Der berüchtigtste Werkhof war der wegen seiner besonders brutalen Methoden bekannte, von hohen Mauern umgebene Jugendwerkhof in Torgau.

Über diese Zustände bzw. Missstände in den Jugendwerkhöfen war in der Öffentlichkeit der DDR kaum etwas bekannt. Erst nach der Wende 1990 begann man mit der Aufarbeitung dieser Verbrechen. Auch dieses dunkle Kapitel der DDR-Geschichte ist noch lange nicht abgeschlossen.

Karl-Marx-Stadt



Der „Nischel“ ist immer noch das Wahrzeichen der Stadt.

Wer Karl-Marx-Stadt in einer Suchmaschine eingibt, stößt fast sofort auf das berühmte Lied der Band Kraftklub, das nicht allein in Deutschland bekannt ist – ein Image, das die Stadt, die es besingt, nicht unbedingt teilt. Die Mitglieder der Band sind hier zu Hause, in Chemnitz, das zwischen 1953 und 1990 Karl-Marx-Stadt hieß und seitdem wieder seinen alten Namen tragen darf.

Obwohl zwischen Karl Marx und der Stadt keine Beziehung besteht, wählte die Regierung der DDR Chemnitz 1953 als Trägerin seines Namens aus, weil sie als proletarischste aller Großstädte der DDR galt: „In Chemnitz wird Geld verdient, in Leipzig wird es vermehrt, in Dresden ausgegeben.“ So lautet ein

sächsisches Sprichwort: Chemnitz gilt als *die* sächsische Arbeiterstadt – und das schon sehr lange.

Im März 1945 musste Chemnitz verheerende Bombardierungen erleben. Von der Innenstadtbebauung lagen etwa 80% in Trümmern. Die ersten Jahre nach dem Krieg waren geprägt von Enttrümmerung und Wiederaufbau. Die Arbeiterstadt erholte sich wirtschaftlich gut und entwickelte sich zum Hauptproduzenten des Werkzeug- und Textilmaschinenbaus in der DDR, zur erfolgreichen Sportstadt und zu einem kulturellen Zentrum. Seit 1971 steht in der Innenstadt die berühmte Karl-Marx-Plastik – mit der Sphinx die größte Kopfbüste der Welt.

Nach der Wende bildete sich eine Bürgerbewegung, die eine Befragung über den Stadtnamen anstrebte. Das Ergebnis war eindeutig. Vier Tage nach Inkrafttreten des Einigungsvertrages im Oktober 1990 wurde der Name der Stadt wieder in Chemnitz umgeändert. Der Karl-Marx-Kopf, sächsisch im Volksmund „Nischel“, ist und bleibt jedoch eines der Wahrzeichen dieser vielseitigen Stadt, die wirtschaftlich floriert und kulturell pulsiert. Zum zweitwichtigsten Wahrzeichen ist ein buntbemalter Schornstein geworden, der schon von fern erahnen lässt, das Chemnitz keinesfalls grau und langweilig ist, sondern so bunt wie der Schornstein und so kantig wie der Marx-Kopf. Die Vorurteile gegenüber der Stadt, die Kraftklub besingt, lassen sich leicht ausräumen, wenn man sich die Zeit nimmt, sie näher kennenzulernen. 2025 wird Chemnitz Deutschland als Europäische Kulturhauptstadt vertreten.

Kaufhalle



Eine Kaufhalle in den 1980er Jahren.

„Ich muss noch in die Kaufhalle“, sagt meine Nachbarin, wenn sie heute mit dem Fahrrad zum Supermarkt fährt. Und sie ist nicht die Einzige. Viele Menschen in den neuen Bundesländern verwenden immer noch oder inzwischen wieder diesen Begriff aus DDR-Tagen. Das Wort Supermarkt kommt ihnen nur schwer über die Lippen. Dabei hatten wir in unserem Dorf gar keine Kaufhalle, sondern nur einen Konsum und ein HO-Lebensmittelgeschäft, wo es alles gab oder eben mal nicht gab, was wir zum täglichen Leben brauchten. Kaufhallen entstanden Ende der 1960er Jahre meist nur in den Städten

und Neubaugebieten. Diese großen, räumlich nicht unterteilten eingeschossigen Flachbauten hatten zwar mehr Verkaufsfläche, aber das Angebot war auch nicht anders als im Dorf-Konsum, wie die Tante-Emma-Läden in der DDR hießen. Überall konnte man die sogenannten Waren des täglichen Bedarfs, abgekürzt WtB, dazu noch Drogerieartikel und Reinigungsmittel kaufen. Ebenso waren die Preise dank des Endverbraucherpreises EVP überall gleich. Ein kleines Brötchen kostete 5 Pfennig, 1kg Zucker 1,55 Mark, ein halber Liter Milch 0,36 Mark, 250g Butter 2,50 Mark. Und 125g Bohnenkaffee der Marke Mona kosteten in einem Dorfladen auf Rügen genauso wie in einem Warenhaus in Berlin 10 Mark. Mit dem Slogan „Moderne Menschen kaufen modern“ warben die HO-Kaufhallen für die Selbstbedienung. Aus Verkäuferinnen wurden Kassiererinnen. An den Kassen bildeten sich zwischen 16 und 18 Uhr oft lange Warteschlangen, da in dieser Zeit die meisten berufstätigen Frauen – und das waren 91% – auf dem Heimweg von der Arbeit ihre Besorgungen erledigten. Oft musste schon vorher auf einen der Drahtkörbe oder einen der noch knapperen Einkaufswagen gewartet werden.

Es war unüblich, mit dem Auto nur einmal pro Woche einen Großeinkauf zu erledigen. Man ging fast täglich, weil sich dadurch die Chance erhöhte, irgendeine Mangelware, wie z. B. Fruchtjogurt, Tomatenmark, Gelee-Bananen oder sogar echte Bananen zu ergattern. Ob das Warensortiment vielfältig und ausreichend war, hing zum großen Teil vom Engagement und der Schläue der Verkaufsstellenleitung ab, in der Kaufhalle wie im Dorf-Konsum.

Klassenfahrt zum Klassenfeind



Jugendliche aus Ost und West in der Leipziger St. Laurentius Gemeinde 1988.

In den 1980er Jahren war die DDR ein exotisches Ziel für Schulreisen aus der BRD. Dennoch stiegen die Teilnehmerzahlen 1984 auf stolze 36.000 an. Diese Reisen wurden von verschiedenen staatlichen Stellen organisatorisch und finanziell unterstützt. Dahinter stand unter anderem die begründete Befürchtung, dass die Jugend den deutschlandpolitischen Auftrag in der damaligen Präambel des Grundgesetzes der BRD aus den Augen verlieren könnte: „Das gesamte deutsche Volk bleibt aufgefordert, in freier Selbstbestimmung die Einheit und Freiheit Deutschlands zu vollenden.“ Daher haben an meiner Schule mehrere konservativ orientierte Lehrer die Initiative ergriffen und uns 1985 eine Erkundungsreise in die DDR beschert.

Der Ablauf dieser Klassenfahrten wurde von DDR-Seite vom Reisebüro Jugendtourist vorgegeben. Wir hatten ein dicht gedrängtes einwöchiges Programm. Die Stationen waren Eisenach, Weimar, das KZ Buchenwald, Naumburg und Dresden. Wir wurden von einem DDR-Reiseleiter begleitet, der nach der Grenze in unseren Bus stieg. Er war einer der wenigen DDR-Bürger, mit denen wir in Kontakt kamen. Auf Altersgenossen trafen wir praktisch nicht. In Eisenach gingen wir einen Abend in eine Disco und versuchten dort, Jugendliche anzusprechen. „Wir können nicht mit euch reden,“ war die Antwort. Es gab lediglich ein offizielles Treffen mit der FDJ.

Zwei Jahre später bot sich die Gelegenheit einer weiteren Fahrt in die DDR. An einer anderen Schule organisierte eine Lehrerin eine Reise nach Leipzig. Ich schloss mich sofort an, weil meine erste Begegnung mit diesem Land unbefriedigend verlaufen war. Das Besondere an dieser Fahrt war, dass wir privat bei Familien untergebracht wurden. Ich konnte somit ein wenig das Alltagsleben in der DDR kennenlernen und verbrachte sehr vergnügliche Tage mit Leipziger Jugendlichen und ihren Eltern. Meine Gastfamilie hatte einen katholischen Hintergrund, befand sich aber trotz kritischer Distanz nicht in Opposition zum politischen System. Auf einen Gegenbesuch konnten wir allerdings nicht hoffen, da nur in wenigen Ausnahmefällen Schüler und Schülerinnen aus der DDR in die BRD reisen durften. Nach dem Mauerfall ging dann aus dieser Fahrt eine Ehe hervor, die bis heute hält.

Konterrevolution – der Volksaufstand vom 17. Juni 1953



Volksaufstand in der DDR am 17. Juni 1953: Sowjetischer Panzer vor dem Gebäude des Georgi-Dimitroff-Museums (ehemaliges Reichsgericht, heute Bundesverwaltungsgericht) in Leipzig.

Im Jahr 1953 geriet die junge DDR in eine tiefe wirtschaftliche und politische Krise. Am 15. Juni kam es auf den Baustellen der Stalinallee und des Krankenhauses Friedrichshain in Berlin zu Protesten. Am nächsten Abend demonstrierten in Berlin schon Tausende Menschen, die sich vor dem Haus der Ministerien in der Leipziger Straße versammelten und freie, geheime Wahlen, Rücktritt der Regierung und die Einheit Deutschlands forderten. Am Morgen des 17. Juni, als die Demonstranten durch das

Brandenburger Tor marschierten, rollten bereits 600 sowjetische Panzer in Richtung des Zentrums von Ost-Berlin. Einige Stunden später eröffneten Soldaten und Polizisten das Feuer auf die Protestierenden, die sich auf dem Potsdamer Platz versammelt hatten. Schüsse fielen, Menschen gerieten in Panik und flohen. Jugendliche warfen Steine auf die Panzer. Gegen 14 Uhr meldete der sowjetische Hochkommissar Wladimir Semjonow nach Moskau, dass sich die Lage in Berlin langsam normalisiert. Im ganzen Land wurden in diesen Tagen in über 600 Betrieben Streiks organisiert. Von Görlitz über Dresden, Halle, Potsdam, Schwerin, Leipzig, Gera bis nach Suhl und Erfurt nahmen etwa 500.000 Menschen an den Protesten und Demonstrationen teil.

Das erste Todesopfer des Aufstandes in Leipzig war der 19jährige Arbeiter Dieter Teich, der bei dem Versuch, die Haftanstalt der Staatssicherheit zu stürmen und die politischen Gefangenen zu befreien, erschossen wurde. Nach seinem Tod beschlossen einige Demonstranten, seinen Leichnam auf einer Bahre durch die Innenstadt zu tragen. Auf einem Schwarzweißfoto, das heimlich geschossen wurde, sieht man die Bahre, bereits mit Blumen bedeckt, neben einem sowjetischen Panzer auf der Grimmaischen Straße. Viele schlossen sich dem Leichenzug an. Die auf dem Panzer sitzenden sowjetischen Soldaten starren neugierig auf die vorbeigehenden Menschen. Zwei von den hinter der Bahre gehenden Männern schauen die Soldaten direkt an.

Der 17. Juni 1953 wurde in der Bundesrepublik Deutschland schon kurz darauf als *Tag der deutschen Einheit* zum Feiertag erklärt. In der DDR sah man ihn als einen faschistischen Putsch oder als eine vom Westen gesteuerte Konterrevolution.

Kosmonautenkult



Von den DDR-Bürgern als Held verehrt: der Kosmonaut Sigmund Jähn.

Es gibt nicht viele Disziplinen im Kalten Krieg, in denen der Osten den Westen abzuhängen vermochte. Aber bei der Erkundung des Weltalls lag die Sowjetunion klar vorn. Kosmonaut Juri Gagarin wurde auch in der DDR wie ein Popstar gefeiert, nachdem er als 27-Jähriger am 12. April 1961 für 108 Minuten als erster Mensch die unendlichen Weiten ergründet hatte. Spätestens nach Gagarins Besuch in der DDR 1963 wollte so gut wie jedes Kind Raumfahrer oder natürlich Raumfahrerin werden. Überall entstanden Kosmonautenklubs, wurden Raketen gebastelt oder Sterne geschaut. Selbst das Sandmännchen düste durch die Galaxie. Das mühelose Überschreiten von Grenzen –

für DDR-Bürger und -Bürgerinnen ansonsten ein schwieriges Unterfangen – setzte jede Menge Sehnsüchte frei.

Dass sich daran auch durch Gagarins frühen Tod mit 34 und andere Rückschläge für die sowjetische Raumfahrt nichts änderte, lag an einem Ereignis, das 1978 folgte: Als erster Deutscher gelangte Sigmund Jähn am 26. August ins Weltall, gemeinsam mit seinem russischen Kommandanten Waleri Bykowski. Die harte Landung am 3. September hinterließ bei dem Vogtländer einen Wirbelsäulenschaden.

Für die westdeutsche Boulevardpresse war Jähn damals ein „Mitesser auf der Russen-Rakete“, für die Menschen in der DDR ein Held. Außerhalb Ostdeutschlands wurde der als bescheiden geltende Mann erst ein Vierteljahrhundert nach seinem Flug ins All berühmt. In der Tragikomödie *Good Bye, Lenin!* spielte ein ihm stark ähnelndes Double den fiktiven Nachfolger von Erich Honecker als Staatsratschef, der sich mit einer Ansprache an die Menschen in der DDR wandte: „Wenn man einmal das Wunder erlebt hat, unseren blauen Planeten aus der Ferne des Kosmos zu betrachten, sieht man die Dinge anders ... Sozialismus, das heißt nicht, sich einzumauern. Sozialismus, das heißt, auf den anderen zuzugehen.“

Jähn starb 2019 im Alter von 82 Jahren. Auch wenn im gleichen Jahr das von der Band Kraftklub organisierte „Kosmonaut“-Festival letztmals stattfand, wird der einstige Traumberuf nicht so schnell in Vergessenheit geraten. Dafür sorgt schon die *Allee der Kosmonauten* im großen Berlin oder die Deutsche Raumfahrt Ausstellung im kleinen Morgenröthe-Rautenkranz, Jähns Geburtsort.

Leistungsunterstützende Mittel



Ariane Speckhahn (rechts), früher Spielerin der Volleyball-Jugendnationalmannschaft, kämpft heute noch mit den Folgen des Staatsdopings. Sie engagiert sich im Doping-Opfer-Hilfverein.

Die Erfolge der Sportmacht DDR hatten auch ihre Schattenseite. Nach 1990 kam ans Licht, dass zahlreiche Olympiasiege und Weltmeistertitel durch Dopingbetrug errungen worden waren. Dies galt vor allem für die sehr erfolgreichen Schwimmerinnen und Leichtathletinnen, die wegen des Dopingeinsatzes oft athletisch wie Männer aussahen, zu verstärktem Haarwuchs neigten und tiefe Stimmen hatten. Aber schließlich sollten die Mädchen bei Olympia ja auch nicht singen! Wichtigste Dopingsubstanz waren nämlich anabole Steroide, die bei den jungen Frauen zu einer Ausbildung bestimmter männlicher Geschlechtsmerkmale führten. Zwar griffen auch andere Länder gerne auf Dopingmittel zurück, und bis heute hat sich trotz der aufwendigen Tests durch die Kontrollbehörden nicht wirklich

viel daran geändert, doch in der DDR gab es einen ausgeklügelten staatlichen Dopingplan. In einem Dopingstab arbeiteten Verantwortliche aus Partei, Wissenschaft, Pharmakologie und Medizin sowie Trainerinnen und Trainer und teilweise auch die Sportler und Sportlerinnen selbst eng zusammen. Deshalb fielen die Dopingsünden aus der DDR bei den Dopingkontrollen praktisch nie auf. Die Dopingforschung erfolgte vor allem in den geheimen Dopingküchen an der Deutschen Hochschule für Körperkultur Leipzig (DHfK). Im damaligen Sprachgebrauch hießen Dopingpräparate „leistungsunterstützende Mittel“, um den Begriff Doping zu vermeiden.

Bekannt geworden sind auch erschütternde Fälle von Kinderdoping. Nachwuchssportlern und insbesondere jungen Sportlerinnen wurden solche „leistungsunterstützenden Mittel“ verabreicht, ohne dass die Jugendlichen oder ihre Eltern etwas von diesem heimlichen Zwangsdoping wussten.

Heute kämpfen die Geschädigten um eine offizielle Anerkennung ihrer Dopingspätfolgen. Dabei hilft ihnen z. B. der 1999 gegründete Doping-Opfer-Hilfeverein aus Berlin (DOH). Der Verein verleiht jedes Jahr den Antidoping-Preis des DOH an Personen, die sich in besonderer Weise in der Dopingbekämpfung ausgezeichnet haben. Die meisten Dopingtäter wurden bis heute wegen ihrer Praktiken nicht zur Rechenschaft gezogen, obwohl sie über die Nebenwirkungen im Bilde waren. Spöttisch sagte mancher der Schwimmtrainer über seine Wundermädchen, die erfolgreicher waren als die Männer: „Wir können zwar aus Frauen Männer machen, aber aus Männern keine Fische!“

Mächtig gewaltig, Egon!



Die Fans sind eine Macht. Und die Olsenbande hat wesentlich mehr als nur sieben oder acht.

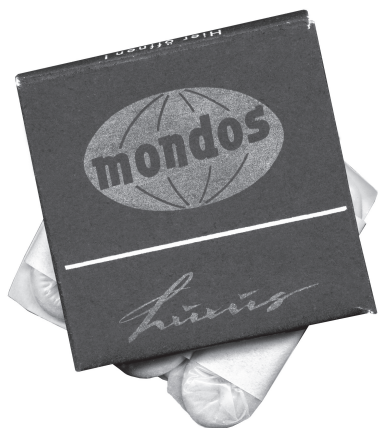
Die dänischen Filme über die Olsenbande waren in den 1970er und 1980er Jahren in den Kinos der DDR ein großer Renner. Im westlichen Teil Deutschlands führte das skandinavische Ganoventrio Egon Olsen (Ove Sprogø), Benny Frandsen (Walter Morten Grunwald) und Kjeld Jensen (Poul Arne Bundgaard) als Panzerknacker-Bande nur ein Schattendasein. Der Filmkritik zufolge liegt das auch daran, dass die DDR-Synchronisation „mächtig gewaltig“ war, wie Gauner Benny sagen würde.

Die Handlung der insgesamt 14 Olsen-Filme ist meistens sehr ähnlich gestrickt. Zu Beginn des Films wird der Kleinkri-

minelle Egon Olsen – immer mit einer Zigarre im Mund – aus dem Gefängnis entlassen und von seinen tollpatschigen Kumpanen Benny und Kjeld in Empfang genommen. Anschließend fahren alle gemeinsam in die Wohnung von Kjeld, wo sie schon von dessen Frau Yvonne (Kirsten Walther) und Sohn Børge (Jes Holtsø) erwartet werden. Bei einer Flasche Bier lässt Egon dann die Katze aus dem Sack: Ich habe einen Plan! Diesen Plan hat Egon immer bereits im Gefängnis genau ausgetüftelt, und im Erfolgsfall winken dem Schurken-Trio Millionen! Doch einfach wird es nicht mit dem sorgenfreien Räuberruhestand auf der Ferieninsel Mallorca. Auf Egon, Benny und Kjeld warten viele gefährliche Abenteuer, und ihre Gegenspieler legen ihnen immer wieder Steine in den Weg. Leider haben Egons Pläne immer einen Haken: Sie gehen nie auf, und Egon muss zurück hinter dänische Gardinen. Dort hat der sympathische Bandit dann alle Zeit der Welt, um einen neuen Plan auszudeckeln. Und schon kann der nächste Film beginnen!

In der DDR hatten die Dänen Kultstatus. Das erste Abenteuer der Olsenbande wurde 1970 in den Kinos gezeigt, letztmalig waren die drei Einbrecher dort 1984 zu sehen. Die Produzenten wollten die Reihe eigentlich 1981 beenden, beschlossen dann aber, einen wirklich allerletzten Clou zu landen. Dieser wurde schließlich 1998 vollendet. Kjeld Poul Arne Bundgaard verstarb während der Dreharbeiten, Regisseur Tom Hedegaard wenige Tage später. In den Jahren 2010 und 2013 folgten dann aber trotzdem noch zwei computeranimierte Folgen. Heute arbeiten Fans aus Dänemark und Deutschland bei der Rettung und Ausstellung der Filmrequisiten eng zusammen.

Mehr Spaß mit Mondos



Mondos-Kondome gab es in verschiedenen Ausführungen:
Die Luxusüberzieher waren teurer als einfache „Gummi-Fuffziger“
(die Bezeichnung ergibt sich aus dem Preis von 50 Pfennig).

Auf der Rückseite einer Dreierpackung Mondos, der einzigen Kondommarke der DDR, stand noch Ende der 1980er Jahre, gleich unter dem Preis von 1,25 Mark, ganz klein gedruckt ein seltsamer Satz: „Bitte verwenden Sie diesen Abschnitt zum diskreten Einkauf in Ihrem Fachgeschäft“. Wie hat man sich das vorzustellen? Ging der DDR-Bürger oder auch die DDR-Bürgerin in eine Apotheke, verlangte lautstark nach Pflastern oder Kopfschmerztabletten und schob dabei heimlich diesen Zettel über den Ladentisch?

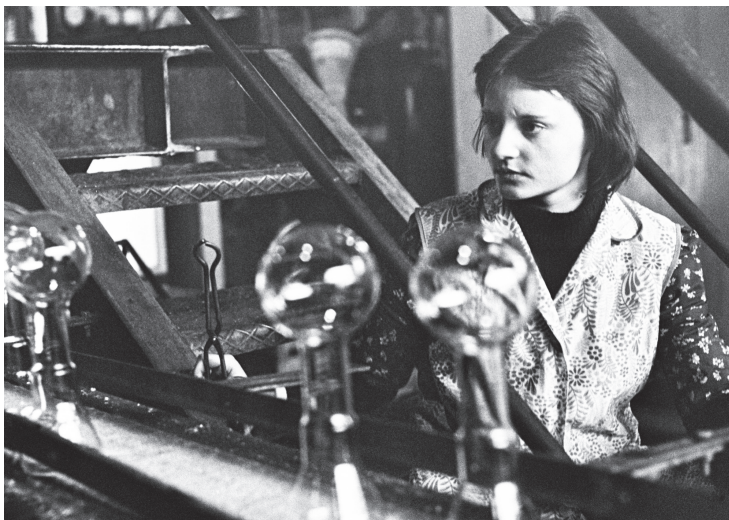
Dabei steht die DDR ja eigentlich nicht in dem Ruf, in Liebesachen besonders prüde gewesen zu sein; ganz im Gegenteil. Als Urheber der Aussage „DDR-Frauen haben besseren Sex“

gilt der Sexualwissenschaftler Kurt Starke. Die Äußerung basiert auf seiner Forschungsuntersuchung aus dem Jahr 1988 für die *Zeitschrift für Sexualforschung*, in der er das Sexualverhalten von Studenten und natürlich auch Studentinnen aus BRD und DDR verglich.

Offenheit war nicht von Anfang an gegeben, aber spätestens ab 1968 trieben die Jugendlichen in der DDR eine stille sexuelle Revolution voran. Zwar mangelte es an erotischer Literatur, an Pornografie offiziell sowieso, aber es gab dennoch Aktionen und Diskussionen über mehr sexuelle Freiheit. Vorehelicher Geschlechtsverkehr wurde toleriert und gelebt. Als völlig normal galten Kinderwagen auf dem Campus. Wer die noch etwas aufschieben wollte, griff zu den Mondos. Hergestellt wurden sie in einer Erfurter Fabrik, ehemals Gummiwarenfabrik Richter & Käufer, später VEB Gummiwerke „Werner Lamberz“. Bis in die 1960er Jahre waren die Kondome aus einer Benzin-Kautschuklösung. Erst 1971 kaufte die DDR die erste Flüssigkautschukanlage im Westen, bezahlt mit Kondomen. Ab jetzt wurden hier jährlich 30 Millionen Präservative produziert – durchaus auch in verschiedenen Farben und Geschmacksrichtungen.

Ganz unten auf den Mondo-Packungen der letzten Generation befindet sich der Vermerk: „Lagerfähig bis 1992“. Einige Kondome haben die DDR zumindest um ein paar Jahre überlebt, sofern sie nicht schon vorher zum Einsatz kamen. Und wie geht es der Erfurter Fabrik heute? Jährlich verlassen immer noch 220 Millionen Überzieher das Werk. Produziert werden sie jedoch in Asien.

Meine Mutti ist Abteilungsleiter



Frauen waren in den Volkseigenen Betrieben unerlässlich und in vielen Bereichen gleichberechtigt.

Eines der bekanntesten Kinderlieder aus der DDR begann mit den Worten: „Meine Mutti ist Abteilungsleiter, alle Tage, alle Tage steht sie ihren Mann. Nur zu Hause kommt sie gar nicht weiter, packe ich im Haushalt nicht mit an.“ Frauen und Mütter waren in der DDR in Bezug auf die Arbeitswelt emanzipiert und konnten es im Beruf schon in Zeiten weit bringen, als sich westdeutsche Frauen vor allem noch innerhalb der berühmten drei K (Kinder, Kirche, Küche) verwirklichten. Doch zumindest zwei dieser drei K blieben auch in der DDR meist an den Abteilungsleiterinnen hängen. Elternzeit für Väter gab es nicht und auch keine Tragetücher, um die Hände frei zu haben für die

Wäsche. Nach den obligatorischen sechs Wochen im Wochenbett, spätestens aber nach einer maximal einjährigen Babypause, standen die meisten Mütter im Beruf wieder ihren Mann. Diese Leistung kann nicht hoch genug eingeschätzt werden, bedeutete sie doch eine zweite und oft dritte Schicht, wenn der eigentliche Feierabend anbrach, und sich der Familienvater auf der Couch behaglich in die Aktuelle Kamera vertiefte.

Tagsüber wurden die Erziehungsaufgaben in staatlichen Einrichtungen wahrgenommen. Schon die Kleinsten wurden oft bis zum späten Nachmittag betreut. Daneben gab es einige wenige Wochenkrippen, in denen die Kinder auch über Nacht betreut wurden.

Aus moderner pädagogischer Sicht werden Art und Umfang der Kinderbetreuung in der DDR heute kritisch eingeschätzt. Auch der staatlich ermöglichte, aber auch geforderte Vormarsch der industriellen Babynahrung, mit dem das Stillen als unnötig und unmodern propagiert wurde, kann mit dem Wissen um die vielen positiven Auswirkungen des Stillens nicht nur als Fortschritt bewertet werden.

Zum Abschluss sei gesagt, dass in der Masse auch viele Ausnahmen zu finden waren: Es gab Mütter, die in der Mittagspause nach Hause gingen, um ihr von Oma betreutes Baby zu stillen. Andere blieben mehrere Jahre zu Hause, um ihre Kinder nicht in die Krippe schicken zu müssen. Und es gab natürlich auch Väter, die mit anpackten und den Haushalt nicht ihrer Abteilungsleiterin überließen.

Montagsdemonstrationen



Montagsdemonstration am 5. Februar 1990 in Leipzig. Von einer Reform der DDR ist keine Rede mehr.

In den 1980er Jahren hatten viele Menschen in der DDR die Hoffnung auf Veränderungen zum Guten verloren und kehrten ihrem Land zu Tausenden den Rücken. Doch nicht alle wollten ihre Heimat verlassen. Einige Mutige wagten es, trotz der Schikanen der Staatssicherheit am Montag, dem 4. September 1989, gegen 18.00 Uhr das schützende Dach der Nikolaikirche in Leipzig zu verlassen und für Reformen zu demonstrieren.

Zwei Tage nach dem 40. Republikgeburtstag versammelten sich am 9. Oktober am Innenstadtring nach Friedensgebeten ungefähr 70.000 Menschen und forderten einen politischen Wandel. Mit den Worten *Wir sind das Volk!* und *Keine Gewalt!*

versuchten sie ihre Forderungen friedlich zu erreichen. Wegen der großen Teilnehmerzahlen war ein Eingreifen der Staatsmacht nicht mehr möglich. Die SED-Führung hatte sich gegen eine „Chinesische Lösung“ entschieden. Drei Tage vor dem Fall der Mauer demonstrierten in Leipzig Schätzungen zufolge eine halbe Million Menschen. Auch nach der Grenzöffnung am 9. November 1989 dauerten die Montagsdemonstrationen an.

Inzwischen hatte sich aber der Wind gedreht: Die Forderungen auf den Demonstrationen hatten sich geändert. Von einer Reform der DDR war keine Rede mehr. Aus dem Ruf *Wir sind das Volk!* war *Wir sind ein Volk!* geworden, die ersten Weichen waren in Richtung deutsche Einheit gestellt. Vergessen war der Aufruf von Christa Wolf *Für unser Land*, in dem die Eigenständigkeit einer reformierten DDR gefordert wurde. Innerhalb weniger Wochen hatten 1,1 Millionen Menschen dieses Anliegen unterschrieben.

Wie ist es aber den Mutigen ergangen, die als erstes für Bürgerrechte demonstriert hatten, während sich die meisten anderen noch am heimischen Herd oder in ihrer Laube im Schrebergarten versteckt hielten? Bei den letzten Volkskammerwahlen traten die Initiatoren der Proteste als Bündnis 90 an und erhielten nicht einmal drei Prozent der abgegebenen Stimmen. Die Menschen in der DDR wollten keine Experimente und setzten lieber auf eine sichere Karte: Sie wählten zu über 40% mit der CDU lieber eine der ehemaligen „Blockflöten“, in der schon der spätere Kanzler der Einheit Helmut Kohl unüberhörbar den Ton angab.

Mosaik: Digedags und Abrafaxe



Die Abrafaxe suchen den Trank des Vergessens.

Zu Comics hatte die DDR ein ambivalentes Verhältnis. Westliche Comics wie Superman und Donald Duck galten als „Schund- und Schmutzliteratur“ und sollten den Jugendlichen möglichst nicht in die Hände fallen. Andererseits gab es als „Bildgeschichten“ bezeichnete Comics *made in GDR*, wie z. B. die politischen Strips in Zeitschriften wie *Atze* oder *Trommel*, und vor allem: das *Mosaik*. Erfunden wurde diese Bilderzeitschrift von Hannes Hegen. Obwohl nur die ersten Hefte von ihm verfasst und die späteren Ausgaben von einem Kollektiv gestaltet wurden, stand sein Name auf jedem Heft.

Die Helden im *Mosaik* waren ursprünglich die Digidags, drei Koblde mit den Namen Dig, Dag und Digidag. Inspiration für die Namensgebung war das Geräusch einer alten Standuhr: Tick Tack. Die Digidags erlebten Abenteuer auf der ganzen Welt und in allen Zeiten: Sie kämpften mit Dinosauriern und flogen ins Weltall. Sie reisten mit einem Zirkus durch das Römische Reich, und sie zogen mit Rittern durch das Mittelalter. Sie durchquerten die USA im amerikanischen Bürgerkrieg, und sie lernten die Erfinder von U-Boot und Dampfmaschine kennen.

Die beiden Markenzeichen des *Mosaiks* waren sein Humor und seine Wissensvermittlung, für die in jeder Ausgabe thematische Mittelseiten vorgesehen waren. Der Humor entstand hauptsächlich durch die Dialoge und die Ideen des Mosaik-Kollektivs – so wurde ein Ritterturnier in Venedig schon mal unter Einsatz von Pflaumenmus gewonnen und zur Rettung einer Prinzessin ein Krokodil vergoldet.

Nach einem Streit mit dem Verlag verließ Hannes Hegen 1975 das *Mosaik*. Der Titel wurde fortan unter demselben Namen mit anderen Charakteren weitergeführt: den Abrafaxen, ebenfalls drei Koblde, mit den Namen Abrax, Brabax und Califax – inspiriert von dem Zauberspruch Abrakadabra. Zuerst gingen die Abrafaxe mit berühmten Spaßmachern auf die Reise: Harlekin, Hans Wurst, Hodscha Nasreddin. Mittlerweile haben sie sich auch mit Leibniz getroffen und mit Luther die Bibel übersetzt.

Das *Mosaik* war fester Bestandteil der DDR-Jugendkultur. Die Hefte waren schnell vergriffen und Abonnements heiß begehrt. Insgesamt wurden bislang mehr als 200 Millionen Exemplare verkauft. Damit ist das *Mosaik* der erfolgreichste deutsche Comic.

Nackt unter Wölfen



Der Roman von Bruno Apitz wurde 1963 von Frank Beyer verfilmt.

Ein wichtiges Buch der Pflichtliteratur in der DDR war der 1958 erschienene Roman *Nackt unter Wölfen* von Bruno Apitz. In mehreren Auflagen brachte er es auf beachtliche zwei Millionen Exemplare. Damit ist der Roman das meistverkaufte Buch in der DDR, das zudem in 30 Sprachen übersetzt wurde. Eine Verfilmung fürs Fernsehen erfolgte 1960, Frank Beyers berühmter Kinofilm drei Jahre später. Schließlich kam 2015 noch eine Neuverfilmung hinzu.

Bruno Apitz war überzeugter Kommunist und von 1937 bis 1945 selbst Häftling im Konzentrationslager Buchenwald bei Weimar. In seinem Buch beschreibt er die Geschichte der

Rettung eines kleinen jüdischen Jungen nach einer wahren Begebenheit in den ersten Monaten des Jahres 1945, die sich in Wirklichkeit etwas anders zugetragen hat. Aber den Jungen gab es tatsächlich. Sein Name ist Stefan Jerzy Zweig, und er kam als Dreijähriger mit seinem Vater in das Lager auf dem Ettersberg. Das Buchenwaldkind siedelte Mitte der 1960er Jahre in die DDR über, wo Zweig als lebendes Denkmal für den heroischen Widerstandskampf der Kommunisten herhalten musste. Glücklicherweise wurde er damit nicht und verließ das Land in Richtung Österreich. Später musste er erfahren, dass für ihn im KZ Buchenwald ein Sinti-Junge in den Tod geschickt worden war. In der DDR verschwieg man diese Tatsache. Der spätere Gedenkstättenleiter Volkhard Knigge sprach in diesem Zusammenhang von einem Opfertausch. Zweig verklagte daraufhin den Historiker und bekam vor Gericht recht. Auch die berühmte Selbstbefreiung trug sich nicht ganz so zu, wie sie dem Lese- und Kinopublikum in der DDR vermittelt wurde.

Buch und Film waren fester Bestandteil des antifaschistisch-kommunistischen Gründungsmythos der DDR, die sich auf der Seite der Sieger der Geschichte wähnte. Generationen von Jugendlichen besuchten während ihrer Jugendstunden vor der Jugendweihe das Lager, wo sie an der Stelle der Ermordung des Namensgebers ihrer Pionierorganisation – Ernst Thälmann – einen Kranz niederlegten. Natürlich sollte niemand wissen, dass sich auch sogenannte kommunistische Vorzugshäftlinge in Buchenwald gegenüber Mithäftlingen schuldig gemacht hatten. Das galt auch für die Weiterführung des Lagers nach 1945 als sowjetisches Speziallager.

Neues Deutschland



*Das Neue Deutschland war mehr als nur Pflichtlektüre.
Wer schafft es, eine Minute ohne Versprecher vorzulesen?*

„Kann man ins ND einen Elefanten einwickeln? Ja, wenn eine Rede Honeckers abgedruckt ist“. Der Witz lässt es erahnen: Da nur wenige Menschen in der DDR einen Elefanten besaßen, fanden die meisten für das *Neue Deutschland* (ND) – die Tageszeitung des Zentralkomitees der SED – keine sinnvolle Verwendung.

Gegründet 1946, erschien das ND sechsmal wöchentlich. Die Auflage betrug ca. eine Million Exemplare. Von anderen Presseorganen unterschied sich das ND durch ein größeres Format, bessere Papier- und Druckqualität und einen späteren

Redaktionsschluss. Das machte das Blatt aber dennoch kaum lesenswerter. Insbesondere galt das für die innenpolitische Berichterstattung: Lange, geschönte Berichte über Erfolge in Industrie, Landwirtschaft und Wissenschaft standen neben sehr ausführlichen Darstellungen von Tagungen des ZK der SED, Parteikonferenzen und Parteitag. Teilweise wurden dort verabschiedete Dokumente und ganze Reden im vollen Wortlaut veröffentlicht, und das sicherlich nicht vorrangig für die wenigen Elefantenhalter im Land. Ebenso umfangreich waren die Berichte von den Aktivitäten der Partei- und Staatsführung. Besonders viel Platz wurde dabei dem Ersten Sekretär bzw. dem Generalsekretär eingeräumt. So wird in einer Ausgabe aus dem Januar 1988 Honeckers Name 118 Mal genannt. In unangenehmer Erinnerung bleibt vielen auch der Bericht von Honeckers Besuch auf der Leipziger Frühjahrsmesse 1989, der mit 39 Fotos des Staatschefs garniert wurde. Und das in einer Zeit, als in dieser Stadt die friedliche Revolution langsam ins Rollen kam.

Etwas besser lesbar und teilweise recht tiefgründig, wenn auch immer durch die ideologische Brille gesehen, waren die Sparten Außenpolitik und Kultur.

Neben dem ND existierte in jedem Bezirk eine weitere SED-Zeitung. Diese trugen klangvolle, teilweise irreführende Namen wie *Freiheit*, *Freies Wort*, *Freie Presse* oder *Freie Erde*.

Chefredakteur des ND war stets ein hoher SED-Funktionär. Der bekannteste von ihnen, Günter Schabowski, erlangte ungewollte Berühmtheit durch die legendäre Pressekonferenz am 9.11.1989, die zur Maueröffnung führte. Das ND überlebte die DDR, steht politisch den Positionen der Partei DIE LINKE nahe und hat eine Auflage von ca. 20.000 Exemplaren.

Neues Forum



Zum Tag der Menschenrechte demonstriert das Neue Forum 1989 in Berlin für Bürgerrechte in der DDR.

Skeptisch saß ich an einem Nachmittag im Herbst 1989 in der Schule unserer Kinder. Es sollte um Veränderungen im Schulsystem gehen. Undenkbar! Jeder Vorschlag zur Verbesserung war bisher abgeschmettert worden. Schon wer wagte, etwas zu hinterfragen, kam in die Ecke der Staatsfeinde. Wieso traute man es sich jetzt im Herbst 89? Gewiss, seit den Wahlen im Mai dieses Jahres war ein größeres Bewusstsein für demokratische Rechte entstanden. Man wollte nicht mehr gegängelt, bevormundet und von der Stasi bespitzelt werden. Viele stellten einen Ausreiseantrag in die BRD oder verließen die DDR als Flüchtlinge über Ungarn und die ČSSR. Immer

mehr sagten sich: „Gehen oder bleiben? Aber wenn ich bleibe, möchte ich etwas verändern.“

Dieser Wille zur Veränderung war an jenem Nachmittag zu spüren. Es ging nicht um Zerstörung von Strukturen, sondern darum, das Bewährte zu erhalten und Platz für Erneuerungen zu schaffen. So stand es auch im „Aufbruch 89“ des *Neuen Forums*, das sich am 9./10. September 1989 bei Berlin gegründet hatte. 30 Bürgerrechtler und Bürgerrechtlerinnen, unter ihnen die Malerin Bärbel Bohley, der Molekularbiologe Jens Reich, der Physiker Sebastian Pflugbeil und der Rechtsanwalt Rolf Henrich, hatten eine Oppositionsbewegung ins Leben gerufen, die sich als politische Plattform für die ganze DDR verstand. Sie forderten die Diskussion mit allen Bevölkerungskreisen über demokratische Reformen und eine tiefgreifende Umgestaltung der DDR, jedoch nicht deren Abschaffung. Die Zulassung der Vereinigung wurde vom Innenministerium abgelehnt. Was das Aus für das *Neue Forum* bedeuten sollte, schlug um in Zustimmung. Auf den Demonstrationen im Land erschallte die Forderung: „Neues Forum zulassen!“. Diesem Druck der Straße musste die Regierung am 8. November nachgeben und den Weg frei machen für die stärkste Oppositionsgruppe der DDR mit 10.000 Mitgliedern und 200.000 Unterzeichnern des Gründungsaufrufs. Das *Neue Forum*, das aus der Friedens- und Menschenrechtsarbeit sowie aus DDR-Umweltgruppen der 1980er Jahre hervorgegangen war, schloss sich im Februar 1990 mit anderen DDR-Oppositionsgruppen zum Bündnis 90 zusammen. 1993 vereinigte sich das Bündnis mit den Grünen zum Bündnis 90/Die Grünen.

**Niemand hat die Absicht,
eine Mauer zu errichten!**



Walter Ulbricht bei seiner letzten Neujahrsansprache im Jahr 1970.

Mit diesen Worten beantwortete der damalige DDR-Staatsratsvorsitzende Walter Ulbricht im Juni 1961 die Frage einer westdeutschen Journalistin nach Plänen zur gewaltsamen Abriegelung der geteilten Stadt Berlin. Doch auch Ulbricht scherte sich reichlich wenig um sein Geschwätz von gestern. Zumindest da lagen der Sachse und der Rheinländer im Bonner Kanzleramt auf einer Wellenlänge. Und so begannen in der Nacht zum 13. August Volkspolizei, Betriebskampfgruppen und Nationale Volksarmee damit, die Sektorengrenze mit Stacheldraht und Betonplatten zu befestigen. Erst 28 Jahre später sollte sich der sogenannte Antifaschistische Schutzwall wieder öffnen.

Obwohl nominell Präsident Wilhelm Pieck nach Gründung der DDR 1949 deren Staatsoberhaupt war, hatte Walter Ulbricht als SED-Vorsitzender im Arbeiter- und Bauernstaat von Beginn an das Sagen. Auf diese Rolle hatte sich der überzeugte Kommunist und getreue Weggefährte Stalins während der Nazizeit im sowjetischen Exil akribisch vorbereitet. Schon vor Kriegsende kehrte er als Kopf der „Gruppe Ulbricht“ nach Deutschland zurück. Diese sollte in der Sowjetischen Besatzungszone den Weg für einen deutschen Staat nach marxistisch-leninistischem Vorbild ebnen. Als dieser dann Wirklichkeit wurde, gelang es Ulbricht mit Rückendeckung aus Moskau, seine politischen Vorstellungen umzusetzen.

Immer wieder förderte Ulbricht seinen jungen Genossen Erich Honecker, den er offensichtlich zu seinem Nachfolger aufbaute. Doch der Kronprinz konnte es nicht erwarten, den Platz seines väterlichen Freundes einzunehmen. Statt ihm Dankbarkeit zu erweisen, entmachtete Honecker den greisen Mann an der Spitze 1971 in einem Putsch. Zumindest gab Honecker seinem Vorgänger die Möglichkeit, selbst von seinen Ämtern zurückzutreten.

Walter Ulbricht starb im August 1973 nach einem Schlaganfall, während in Berlin gerade die Weltfestspiele stattfanden. Noch zu seinen Lebzeiten hatte Honecker begonnen, Ulbrichts Namen aus der Geschichte des Landes zu tilgen. Straßen, Plätze, Betriebe oder Institutionen, die nach ihm benannt worden waren, wurden umbenannt. Ulbrichts berühmter Mauer-Satz bleibt hingegen unvergessen und hat bis heute einen festen Platz in vielen Lehr- und Geschichtsbüchern.

Planwirtschaft im Fünfjahrestakt



Der Plan erfüllt sich nicht von selbst!

In seiner *Dreigroschenoper* von 1928 übt Bertolt Brecht in der Ballade von der Unzulänglichkeit menschlichen Planens grundlegende Kritik an der Durchführbarkeit von Plänen: „Ja, mach nur einen Plan! / Sei nur ein großes Licht! / Und mach dann noch 'nen zweiten Plan / Gehn tun sie beide nicht.“ Dass im selben Jahr in der Sowjetunion der erste Fünfjahresplan mit Stahl gehärtet wurde, ist sicherlich Zufall. In der DDR dienten diese Zeilen des Augsburgers später häufig dazu, über die Planwirtschaft im Land herzuführen. Denn das in der UdSSR ausgeklügelte Plansystem wurde nach dem Zweiten Weltkrieg auch auf den ersten und vermutlich letzten deutschen Arbeiter- und Bauernstaat übertragen. Es sollte die ökonomische Basis

für den planmäßigen Aufbau des Sozialismus legen und den Weg in die lichte Zukunft des Kommunismus ebnen.

In den unendlichen Weiten der Sowjetunion wie auch in den endlichen und eigentlich ganz überschaubaren Verhältnissen der DDR bewahrheiteten sich die Worte des Dramatikers: Die Planwirtschaft funktionierte einfach nicht. Oder zumindest nicht so richtig. Die Verantwortlichen im Planungsbüro brachten es einfach nicht fertig, Angebot und Nachfrage genau vorherzubestimmen und vor allem den unberechenbaren Faktor Mensch angemessen zu berücksichtigen. Immer wieder gab es landauf, landab Versorgungs- und Lieferengpässe, die mit der Entfernung vom Nabel der DDR – der Hauptstadt Berlin – beständig zunahmen. Spätestens gegen Ende der 1980er Jahre war die Planwirtschaft in der DDR am Ende, und die Missstände ließen sich nicht mehr so einfach mit tiefroter Farbe übertünchen. Als dann am 1. Juli 1990 Löhne und Preise auf D-Mark umgestellt wurden – politisch sicherlich notwendig, ökonomisch hingegen eine Katastrophe – waren die Betriebe in der DDR endgültig nicht mehr konkurrenzfähig.

Planwirtschaft und wirtschaftlicher Erfolg schließen sich hingegen nicht grundsätzlich aus. Die chinesische Wirtschaft funktioniert bis heute nach diesem Prinzip. Derzeit läuft im Reich der Mitte Fünfjahresplan Nummer 14. Wie die Genossen in Peking es hinbekommen, Brechts Prophezeiung standhaft zu trotzen, wird wohl für immer eines ihrer vielen Geheimnisse bleiben.

Polizeiruf 110



Leutnant Vera Arndt (rechts im Bild), die erste TV-Kommissarin im deutschen Fernsehen, und Hauptmann Peter Fuchs befragen eine Zeugin.

Beim Aufräumen im DDR-Fernsehen wurde 1990 in einem Archiv eine sonderbare falsch beschriftete Filmrolle gefunden: Auf diesem Film waren die Fernseh-Kommissare Peter Fuchs, Jürgen Hübner und Vera Arndt zu sehen. Das war eine kleine Sensation: Man hatte eine nicht veröffentlichte Folge des „Polizeiruf 110“ gefunden.

Den „Polizeiruf 110“ gab es in der DDR ab 1971 als Antwort auf den Westkrimi „Tatort“. Eine Krimiserie, die den Vorstellungen der SED entsprach – das war eine schwere Aufgabe. Denn der Sozialismus wollte eine Gesellschaft sein, die allen Menschen Sicherheit garantiert. Verbrechen passten nicht in dieses Weltbild. Wie sollte so aber eine spannende Krimiserie funktionieren?

Die Lösung war ein Kompromiss: Im Polizeiruf durften zwar Verbrechen gezeigt werden, diese wurden aber mit aller Macht verfolgt, und am Ende jeder Folge war die Sicherheit in der Gesellschaft wiederhergestellt. Das Konzept ging auf: Der „Polizeiruf 110“ war ein echter Straßenfeger und außerdem ein Exportschlager.

1974 wurde eine Folge gedreht, die das schwierige Thema Pädophilie anpackte, als Warnung und auf Grundlage eines realen Falls. Erwin Hagedorn war 1972 zum Tode verurteilt worden, weil er drei Jungen sexuell missbraucht und ermordet hatte. Hagedorn war geständig und schilderte in einem internen Lehrfilm des Innenministeriums seine Taten. Diesen Lehrfilm empfahl das Ministerium dann als Ausgangspunkt für eine „Polizeiruf“-Folge. An den letzten Drehtagen wurde jedoch plötzlich ein Drehverbot verhängt, alle Filmaufnahmen und die Drehbücher wurden beschlagnahmt und vernichtet. Denn ein West-Journalist hatte den Fall entdeckt und eine Reportage dazu veröffentlicht. Er prangerte an, dass die Hinrichtung Hagedorns gegen geltendes Recht verstieß, weil Hagedorn bei seinen Taten noch minderjährig war. Die DDR-Regierung befürchtete, dass ein „Polizeiruf“ zu dem Thema den Skandal vergrößern könnte und zog die Notbremse.

Eine Filmrolle hatte jedoch diese Notbremsung überlebt. Bis der Film öffentlich gezeigt werden konnte, vergingen dann noch einmal rund 20 Jahre, denn das Drehbuch tauchte erst später auf, und die Tonspur musste rekonstruiert werden. 2011 kam der Film zur üblichen Sendezeit am Sonntagabend, die sich heute „Polizeiruf“ und „Tatort“ teilen.

POS



Fanfarezug vor einer POS.

Meine Schulzeit begann 1959 in einer neuen Schule. Nicht das Gebäude war neu, nur die Bezeichnung *Allgemeinbildende Polytechnische Oberschule*, kurz POS. Manchmal bekam die POS noch den Namen von Personen mit Vorbildwirkung: von Ministerpräsident Grotewohl, den ermordeten Kommunisten Luxemburg und Liebknecht oder dem sowjetischen Kosmonauten Gagarin. Vergleichbar mit einer Gesamtschule lernten Mädchen und Jungen von Klasse 1 bis 10 gemeinsam. Die leistungsschwächeren Schüler und Schülerinnen konnten die Schule bereits nach 8 Jahren verlassen. Ohne Abschluss,

erlernten einen Beruf oder wurden Hilfsarbeitskräfte. Die Leistungstärkeren wechselten nach der 8. Klasse auf die erweiterte Oberschule, vorausgesetzt sie waren bei den Pionieren und später in der Jugendorganisation FDJ. Nach zwölf Schuljahren machten sie Abitur und begannen zu studieren, die Jungen erst nach ihrem Wehrdienst. Bis 1989 hatte die Schulwoche sechs Tage. Immer am Mittwoch, der hausaufgabenfrei war, trafen wir uns mit Halstuch zum Pioniernachmittag, wo gespielt, gebastelt oder auch mal die Patenbrigade besucht wurde. Mit dieser Arbeiterbrigade sollte die Verbindung zwischen Schulklassen und Werktätigen gefördert werden. Genau das bezweckten ab Klasse 7 die Schulfächer ESP – Einführung in die sozialistische Produktion und UTP – Unterrichtstag in der Produktion sowie PA – Praktische Arbeit. Ab der 5. Klasse war der Stundenplan ziemlich voll mit all den naturwissenschaftlichen Fächern, Sport, Deutsch, Russisch und fakultativ Englisch. Wir hatten täglich fünf bis sechs Stunden Unterricht von 7.45 bis 13.30 Uhr. Da war es gut, dass es Mittagessen in der Schule gab, nicht immer schmackhaft, aber sättigend und mit 55 Pfennig pro Essen sehr preiswert. Schuljahresabschlussappell war immer auf dem Schulhof, wo auch der Fanfarenzug der Schule aufmarschierte. Der erste Schultag nach den zweimonatigen Sommerferien fiel immer auf den 1. September. Überhaupt war überall alles gleich: Der Anfang und das Ende des Schuljahres, die Ferien, die Anzahl der Unterrichtstage und -stunden, die Schulbücher, der Lehrplan, die Prüfungstermine und -themen. So konnte man republikweit *allgemein polytechnisch* gebildet nach bestandener Prüfung eine Berufs- oder Fachschule besuchen.

Prenzlauer Berg



Straßenfest in der Czarnikauer Straße 1984.

Wer heute durch die alten Viertel des Stadtteils Prenzlauer Berg im Nordosten Berlins flaniert, der sieht schön und teuer sanierte Häuser, Straßen mit breiten Bürgersteigen, viel Grün. Man findet dieselben durchgestylten Cafés, Restaurants und Läden, gern mit veganem oder gluten- und laktosefreiem Angebot, wie in fast allen europäisch geprägten Großstädten. Dazu gesellt sich eine homogene Bevölkerung: gut situierte (west-)deutsche Akademiker oder westliche Expats, sogenannte G8-Ausländer. Echte Berliner gibt es hier kaum noch, und auch die Migration aus nicht ganz so gut situierten Weltgegenden macht um den Prenzelberg einen Bogen wie einst die Banane um die DDR.

Dabei war Prenzlauer Berg ursprünglich ein Arbeiterbezirk und keineswegs ein Hort der zum Klischee geronnenen Genti-

fizierung. Zu Zeiten der notorisch klammen DDR, die nicht genug Geld für die Sanierung der alten Mietskasernen hatte und das, was da war, lieber in Plattenneubauten investierte, waren an den Fassaden noch bis in die 1990er Jahre hinein Einschusslöcher aus den Kriegstagen 1945 zu sehen. In den 1970er und 1980er Jahren zogen dann zunehmend Künstler und Künstlerinnen und Oppositionelle in das Viertel und mischten sich mit Arbeiterfamilien, Studierenden und Menschen im Ruhestand. Leerstehende Wohnungen, von denen es gegen Ende der DDR, als immer mehr Menschen das Land verließen, nicht wenige gab, ließen sich leicht in Besitz nehmen: Man brach die Tür auf, baute ein neues Schloss ein und brachte ein Namensschild an. Nach einer Anstandsfrist konnte der neue Wohnsitz bei der zuständigen Stelle der Kommunalen Wohnungsverwaltung angemeldet werden, die das illegale Tun in der Regel hinnahm. Mieten und überhaupt alles Lebensnotwendige waren billig, und so entwickelte sich hinter den abbröckelnden Fassaden ein Biotop, in dem der Dissident, die Schriftstellerin, der Musiker, die Malerin und viele Menschen, die einfach die beklemmende Enge der DDR vergessen wollten, miteinander lebten.

Mit der Wende begann eine kurze Zeit der Anarchie. Im Vakuum zwischen einer sich auflösenden staatlichen Ordnung und dem neuen, kapitalistischen System war vieles möglich. Geld spielte noch keine Rolle, Häuser wurden besetzt, Projekte gegründet, Kneipen und Clubs eröffnet, von einem alternativen Leben geträumt. Aber das ist lange her.

Reichsbahn



Die Reichsbahn war überall im Land unterwegs.

„Hast du einen dummen Sohn – schicke ihn zur Bauunion! Ist er gar noch dümmer – die Reichsbahn nimmt ihn immer“, lautete ein bekannter Spruch in der DDR. Wahrscheinlich drückte sich in diesem die allgemeine Unzufriedenheit mit Service, Fahrzeiten, Komfort und Arbeitsorganisation der Deutschen Reichsbahn (DR) aus.

Die DR hatte in der damaligen Sowjetischen Besatzungszone 1945 einen schweren Start. Große Teile des Schienennetzes waren zerstört. Und als wäre das nicht genug, baute die Besatzungsmacht auf vielen Strecken als Kriegsreparation auch noch das zweite Gleis ab. Unter diesen schwierigen Startbedingungen

konnte Bahnfahren in den 1940er und 1950er Jahren einfach nicht zum Vergnügen werden. Die wenigen Züge waren oft überfüllt, wenig komfortabel und langsam.

In den 1960er und 1970er Jahren, als das zweite Gleis auf vielen Trassen wiederhergestellt und neuere Fahrzeuge in Betrieb genommen wurden, besserte sich die Situation, wenn auch nicht bahnbrechend. Denn kein Zug fuhr schneller als 120 km/h, es gab sehr viele Langsamfahrstrecken und keine einzige wirkliche Neubaustrecke. Bis weit in die 1970er Jahre waren nur wenige Strecken elektrifiziert. Die Fahrpläne wurden scheinbar willkürlich zusammengestellt. In Sachen Taktverkehr und Systemanschlüsse verstand man bei der RB offenbar nur Bahnhof. Positiv war, dass sehr viele Städte und Dörfer bedient wurden und es zu DDR-Zeiten fast keine Streckenstilllegungen gab.

Die Tarife wurden in den knapp 41 Jahren DDR nicht erhöht. Der Grundpreis betrug 8 Pfennig pro Kilometer. Dazu kamen noch Zuschläge für schnellere Züge. Dass Eisenbahnfahrkarten zu DDR-Zeiten sehr billig waren, ist eine Legende. Gemessen an den Einkommen waren die Fahrpreise erschwinglich, aber keineswegs günstig. So kostete eine Hin- und Rückfahrt im Schnellzug von Leipzig nach Berlin 32,40 Mark, etwa so viel wie ein Berufsanfänger Ende der 1980er Jahre pro Tag verdiente.

Die Deutsche Reichsbahn überlebte die DDR schließlich um mehr als drei Jahre und wurde am 1.1.1994 mit der Deutschen Bundesbahn zur Deutschen Bahn AG vereinigt. In Sachen Beliebtheit scheint auch für die Deutsche Bahn der Zug längst abgefahren.

Rennpappe aus Plastik



Trabbis so weit das Auge reicht in Leipzig.

Deutschland ist als Autoland bekannt. Der fahrbare Untersatz ist angeblich der Deutschen liebstes Kind. Das Motto auf den deutschen Autobahnen lautet: Freie Fahrt für freie Bürger! Auf vielen Teilstücken darf man so richtig die Sau rauslassen und zeigen, was man so drauf hat. Es gibt dort tatsächlich kein Tempolimit! Das ist einmalig in der Welt, nicht nur in der sogenannten zivilisierten. Und zu dieser zählt sich Deutschland ja eigentlich. Jedes Jahr kostet die Raserei viele Menschen das Leben. Immer wieder gibt es unter Verweis auf die Verkehrssicherheit und den Umweltschutz durchaus gutgemeinte Versuche, wie in den Nachbarländern ein generelles Tempolimit

von 120 oder 130 km/h einzuführen. Diese scheiterten jedoch, zumindest bislang, regelmäßig an der allmächtigen Autolobby und dem einflussreichen Automobil-Club ADAC.

Auf den Autobahnen in der DDR ging es gemütlicher und gemächlicher zur Sache. Die Ladas, Wolgas und Moskwitschs aus der Sowjetunion, Škodas aus der Tschechoslowakei, Dacias aus Rumänien sowie Wartburgs und Trabant aus einheimischer Produktion durften dort nämlich nicht schneller als mit 100 km/h unterwegs sein. Und dieses Tempo zu erreichen, stellte vor allem für die stolzen Besitzer eines Trabbis schon eine Herausforderung dar. Denn bei Geschwindigkeiten von über 90 km/h wurde es in der Rennpappe mit ihrem 26 PS starken Zweitakt-Motor bereits ziemlich laut. Dabei war der treue Gefährte oder Begleiter, genau das bedeutet nämlich das Wort Trabant, gar nicht von oder besser aus Pappe, sondern aus Stahlblech. Nur die Beplankung bestand aus Duroplast. So konnte er im Laufe seines Lebens wenigstens nicht so stark rosten. Und dieses Leben dauerte in der Regel viele Jahre. Angesichts der langen Wartezeiten auf einen neuen Trabant von über zehn Jahren ist das nicht verwunderlich. Die Verantwortlichen im Planungsbüro hatten offenbar, wie so oft, die Nachfrage nicht korrekt kalkuliert. Insgesamt liefen zwischen 1957 und 1991 über drei Millionen Fahrzeuge vom Band des VEB Sachsenring in Zwickau, die meisten vom Typ P 601.

Momentan sind immer noch rund 35.000 Trabbis auf Deutschlands Straßen unterwegs. Viele Liebhaber des Kultwagens sind in Vereinen organisiert und kommen oft auf Trabbi-Treffen zusammen.

Republikflucht und Schießbefehl



Mahnmal für Ida Siekmann. Sie war am 22.08.1961 das erste Opfer an der Berliner Mauer.

Am Abend des 5. Februar 1989 versuchen zwei junge Männer die Berliner Mauer von Ost nach West zu überwinden. Dem 20-jährigen Chris Gueffroy schießen DDR-Grenzsoldaten ins Herz. Sein Gefährte wird festgenommen und zu einer dreijährigen Haftstrafe verurteilt.

Der junge Mann war das letzte Todesopfer des DDR-Grenzregimes am sogenannten Antifaschistischen Schutzwall, der die per Definition antifaschistische Bevölkerung davor bewahren sollte, in den faschistischen Westen zu gelangen und nicht etwa umgekehrt. Ein wenig Zwangsumtausch und schon stand einer Reise von West nach Ost nichts mehr im Wege.

Mit seiner Grenzsicherung und der Ausreiseregulung verstieß das SED-Regime gegen internationale Vereinbarungen und in der DDR-Verfassung garantierte Grundrechte. Der illegale Grenzübertritt war seit 1968 eine strafbare Handlung und ersetzte den bis dahin gebräuchlichen Begriff der Republikflucht. Bis 1989 wurden etwa 60.000 Menschen wegen des Versuchs, die DDR zu verlassen, inhaftiert und verurteilt. Seit den 1950er Jahren waren DDR-Grenzer angewiesen, Republikflüchtige mit allen Mitteln zu stoppen. Ein als solcher zu bezeichnender Schießbefehl erhielt dann 1982 offizielle Geltung. Zuvor kursierten allein interne Anweisungen. Im Oktober 1961 verpflichtete Verteidigungsminister Heinz Hoffmann die Grenztruppen, die Schusswaffe nach Zuruf und Warnschuss sofort scharf anzuwenden. „Wer unsere Grenze nicht respektiert, der bekommt die Kugel zu spüren“, so Hoffmann in einer Rede. 1974 ordnete Erich Honecker als Vorsitzender des Nationalen Verteidigungsrates an „Genossen, die die Schusswaffe erfolgreich angewandt haben, zu belobigen“. Üblich waren Sonderurlaub und Geldprämien. Laut der Ermittlungsgruppe für Regierungs- und Vereinigungskriminalität kamen mindestens 421 Menschen an der innerdeutschen Grenze zu Tode, darunter auch Grenzsoldaten der DDR, die durch Flüchtende, Fluchthelfer oder ihre eigenen Kameraden erschossen wurden, die „rübermachen“ wollten.

In den 1990er Jahren begannen die Mauerschützen-Prozesse gegen ehemalige Grenzsoldaten sowie Verantwortliche aus der politischen und militärischen Führung. Von den 246 Personen, die z. B. in Berlin und Potsdam vor Gericht standen, wurde die Hälfte freigesprochen.

Republikgeburtstag und 1. Mai



Der 1. Mai und der Republikgeburtstag wurden in der DDR mit großen Umzügen gefeiert – egal, bei welchem Wetter.

Sie war klein, die DDR, nur 108.000 km² groß, aber sie hat sich selbst so gefeiert, wie es die Großen tun. An zwei Tagen im Jahr – am 1. Mai und am 7. Oktober – war das ganze Land geschmückt mit einem Fahnenmeer, Transparenten mit Losungen und Papierfähnchen. Überwiegend wurden die Staatsflagge der DDR mit Hammer und Zirkel im Ährenkranz und die rote Arbeiterfahne gezeigt. An vielen Fenstern gab es deshalb spezielle Halterungen für Flaggenstäbe. Wo diese fehlten, wurden die Flaggen aus dem Fenster gehängt, indem man sie pragmatisch zwischen Fenster und Fensterrahmen einklemmte.

Schon Tage vor dem Maifeiertag und dem Republikgeburtstag ging es los. In den Medien wurde auf das Ereignis hingewiesen und wurden offizielle Losungen verbreitet, in den Geschäften gab es Flaggen zu kaufen, in Schulen, Betrieben, Kasernen und Genossenschaften ermahnten die Lehrkräfte und Vorgesetzten jeden, an diesem Tag aktiv an der offiziellen Demonstration zu Ehren der DDR oder der Arbeiterklasse teilzunehmen und sich nicht etwa dem Bau der eigenen Datsche zu widmen. In den Städten und Dörfern des Landes wurden eifrig Tribünen gebaut und Plätze und Straßen für die Kundgebungen herausgeputzt. Auf der Ehrentribüne für die Partei- und Staatsführung in Berlin waren häufig auch Gäste aus den sozialistischen Bruderländern zugegen, so am 7. Oktober 1989 auch Michail Gorbatschow. Hinzu kamen noch Lautsprecherwagen, Bühnen, Würstchenbuden, Bierstände und Attraktionen für Kinder. Denn nach Demonstration und Parade begann der gemütliche Teil des Kampf- und Feiertags der Werktätigen: Bockwurst im Brötchen zum landesweiten Einheitspreis von 85 Pfennig, Speiseeis in drei Sorten – Schoko, Erdbeere und Vanille – und natürlich reichlich Bier sorgten für gute Stimmung. Wie in der Planwirtschaft üblich, wurde fast nichts dem Zufall überlassen, und das Volksfest konnte höchstens das Wetter trüben. Denn im Mai oder Oktober kann es in Mitteleuropa schon mal regnen. Das Beschießen von Wolken mit Silbernitrat blieb jedoch den Genossen in Moskau vorbehalten, so weit wollte man in der DDR dann doch nicht gehen. Und schließlich war auf die Kolleginnen und Kollegen des VEB Schirmfabrik Karl-Marx-Stadt bei der Planerfüllung stets Verlass!

Robotron U 61000 und Z 1013



Elektronische Datenverarbeitung in den 1980er Jahren.

Wer an die DDR denkt, denkt bestimmt nicht zuerst an moderne Elektrotechnik. Dabei war die DDR durchaus führend in diesem Bereich, denn das Kombinat Robotron war eines der bedeutendsten Technologieunternehmen in Osteuropa. Bei dem Markennamen Robotron handelt es sich um ein Kunstwort, das aus den Wörtern Roboter und Elektronik zusammengesetzt ist. Im Jahre 1989 beschäftigte Robotron ungefähr 68.000 Personen und erwirtschaftete mit seinen über 20 Betrieben einen Umsatz von 12,8 Milliarden Mark.

Da wegen des Technologieboykotts keine Computertechnik aus westlichen Ländern in die Staaten des RGW (Rat für gegenseitige Wirtschaftshilfe) ausgeführt werden durfte, bemühte sich die DDR, diese selbst auf den Weg zu bringen. Zwei wich-

tige Projekte waren der Mikrochip U 61000 und der Rechnerbausatz Z 1013.

Das Produkt U 61000 wurde ab 1986 im Betrieb für Mikroelektronik Dresden entwickelt. Stolz präsentierten die Entwickler das Prestigeprojekt 1988 der Partei- und Staatsführung um Erich Honecker. Es entstand sogar ein Dokumentarfilm mit dem Titel „Hemmungslose Optimisten“, der mehrfach im Fernsehen gezeigt wurde. Im Frühjahr 1990 war dann die Entwicklung endlich abgeschlossen, zu spät, wie sich herausstellte. Der Lauf der Geschichte war schneller, als der U 61000 rechnen konnte, und er landete schon vor der Serienproduktion auf dem Müllhaufen der Rechentechnik.

Dem Z 1013 war ein milderer Schicksal beschieden. Der Rechnerbausatz mit einem Arbeitsspeicher in Größe von 16 Kilobyte kam ab 1985 in die Läden und war in erster Linie für Privathaushalte gedacht. Aufgrund der gewünschten niedrigen Herstellungskosten wurde der Z 1013 als gehäuseloser Computer mit Folientastatur hergestellt, dabei mussten die Teile des Computers vom Benutzer endmontiert werden. Der Z 1013 war mit einem Preis von ca. 650 Mark bezahlbar. Die Wartezeit betrug einige Monate. Von 1985 bis Mitte 1990 wurden ungefähr 25.000 Stück hergestellt und ausgeliefert.

Der nach der Wirtschafts- und Währungsunion im Jahre 1990 durchgeführte Anpassungsprozess an die neu gestellten marktwirtschaftlichen Bedingungen führte zu gravierenden Änderungen. Die Gesellschaft Robotron wurde zum 1. Juli 1990 abgewickelt.

Sandmann, lieber Sandmann, es ist noch nicht soweit



Das Sandmännchen bringt den Abendgruß – zu den Pionieren auf dem Bildschirm und den müden Kindern vor dem Fernseher.

Zu den wenigen gesamtdeutschen Helden, die schon in der DDR gefeiert wurden, gehört ein sehr kleiner Mann mit sehr großem Fuhrpark: unser Sandmännchen.

Seine Geschichte begann im November 1959, als der Leiter des DDR-Fernsehens erfuhr, dass im Westfernsehen ab Dezember eine Kindersendung mit dem Titel *Der Sandmann* laufen sollte. Das sorgte im DDR-Fernsehen für Empörung, denn hier zeigte man bereits einen Abendgruß für Kinder – allerdings ohne Sandmann – und im DDR-Radio hatte es Anfang der 1950er Jahre eine Sandmann-Sendung gegeben. Und nun wollte der Klassenfeind den Sandmann stehlen? Es begann ein Wettrennen

gegen die Zeit. In nur zwei Wochen wurde ein Konzept erdacht, eine Sandmannpuppe erschaffen und die erste Sendung gedreht. Auch das Titellied entstand innerhalb weniger Tage. Eine Woche vor der westdeutschen Erstaussstrahlung sendete das DDR-Fernsehen zum ersten Mal das Sandmännchen und hatte damit das Wettrennen gewonnen. Dies war der Beginn der erfolgreichsten deutschen Kindersendung. Das Aussehen des Sandmanns, das Lied und das Grundkonzept sind bis heute kaum verändert.

Der Sandmann besuchte von Anfang an Kinder in aller Welt und nutzte dazu immer ausgefallene Fortbewegungsmittel. Über 300 Fahrzeuge wurden für den Weißbart hergestellt – viele von ihnen hochmodern. Auch große Ereignisse spiegelten sich in der Kindersendung wider – so war der Sandmann z. B. bei der Eröffnung des Berliner Fernsehturms dabei. Selbst ins Weltall reiste der kleine Mann mehrfach. Die Beliebtheit des Sandmannes wuchs über die DDR-Grenzen hinaus, er entwickelte sich zum Exportschlager. Sogar ein Kaufangebot aus Westdeutschland erreichte die DDR, obwohl es einen Westsandmann gab. Doch der war nicht so erfolgreich wie sein Ostbruder, wechselte immer wieder Aussehen und Sendeplatz, bis er diesen im Frühjahr 1989 ganz verlor. Er ist also kein Wendeverlierer aus dem Westen, wie oft behauptet.

Ganz anders erging es dem Ostsandmann nach 1989: Als es mit der DDR zu Ende ging, schien das Schicksal des Sandmännchens für kurze Zeit ungewiss. Sofort wurden Unterschriftenaktionen gestartet und sogar Demonstrationen abgehalten. Also wechselte der Ostsandmann in die ARD und ist heute der Sandmann aller Deutschen.

Schild und Schwert der Partei



Mahnwache vor dem Eingang zur ehemaligen Untersuchungshaftanstalt der Bezirksverwaltung für Staatssicherheit am 22. Mai 1990 in Leipzig.

Die Machenschaften der Staatssicherheit (Stasi) gehören zu den dunkelsten Kapiteln der DDR-Geschichte. Und die Aufarbeitung dieser Geschichte dauert an. Die Stasi betrieb einen ausgeklügelten Überwachungsapparat. Kaum einem Land gelang es, seine Bürger so umfassend auszuspionieren. Schließlich konnte der Feind überall lauern, und als *Schild und Schwert* der SED sollte das Ministerium für Staatsicherheit (MfS) jeden etwaigen Schlag angemessen parieren! Denn eine Peinlichkeit wie der 17. Juni 1953 durfte sich nicht wiederholen. Den Volksaufstand hatten die Genossen und Genossinnen von *Horch und Guck* verschlafen, und sowjetische Panzer mussten die Macht der SED sichern.

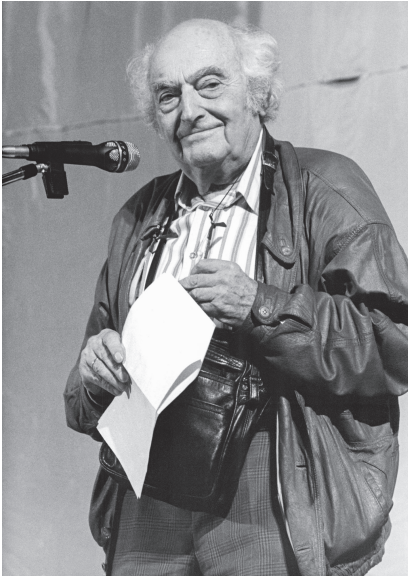
Über 90.000 hauptamtliche und bis zu 200.000 inoffizielle Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen (IM) unterstanden Ende der 1980er Jahre angeblich dem Chef des MfS Erich Mielke. Wie viele IM es wirklich gab, wusste nicht einmal Mielke selbst. Wer eine Zusammenarbeit ablehnte, wurde oftmals mit sanftem Druck oder brutalen Einschüchterungen gefügig gemacht.

Der Stasi entging praktisch nichts, was in der DDR pasierte. Nie konnte man sicher sein, ob nicht jemand aus dem Freundeskreis, dem Arbeitskollektiv oder dem Sportverein für die *Firma* schnüffelte. Gefühlt saß die Stasi also bei fast jedem Gespräch mit am Tisch. Oder sie lag sogar mit im eigenen Bett.

Die Staatssicherheit mischte auch in der Spionagewelt des Kalten Krieges kräftig mit. Der Hauptverwaltung Aufklärung (HVA) der Stasi oblag die Bekämpfung von vermeintlichen Feinden des Sozialismus im Ausland. Ihre Tätigkeit ist eng mit dem Namen Markus Wolf verbunden. Seine *Kundschafter des Friedens* gingen professionell und vor allem skrupellos zu Werke. Deshalb hatte die HVA den Ruf, einer der erfolgreichsten Auslandsnachrichtendienste zu sein. Wolf selbst galt als *Mann ohne Gesicht* als Top-Agent im Kampf der Systeme.

Nach der Wende mussten sich Wolf und Mielke vor Gericht verantworten. Mielke wurde wegen Mordes an zwei Polizisten in den 1930er Jahren zu sechs Jahren Haft verurteilt, nicht für seine Stasi-Tätigkeit. Vier davon saß er ab. Er starb im Jahr 2000, Markus Wolf überlebte ihn um sechs Jahre. Ob sich die beiden ungleichen Köpfe der DDR-Staatssicherheit noch einmal getroffen haben, ist nicht bekannt.

Schwarzenberg



Stefan Heym spricht am 28.10.1989 in der Lichtenberger Erlöserkirche auf der Veranstaltung „Gegen den Schlaf der Vernunft“.

Das Gebiet um die Stadt Schwarzenberg wurde am Ende des Zweiten Weltkriegs nicht von alliierten Truppen besetzt. Darüber schreibt Stefan Heym in seinem Utopie-Roman *Schwarzenberg*.

Heym gilt als berühmtester Schriftsteller der DDR. Er kam 1913 unter dem Namen Helmut Flieg in Chemnitz zur Welt, besuchte dort das Gymnasium, das er vorzeitig verlassen musste, nachdem ein von ihm verfasstes Gedicht einen Skandal ausgelöst hatte. In Berlin legte er das Abitur ab und begann zu studieren. Als sich die Nazis seines Gedichtes erinnerten, floh er

nach Prag und gab sich das Pseudonym Stefan Heym. Später studierte er an der Universität von Chicago Germanistik, erhielt die amerikanische Staatsbürgerschaft und veröffentlichte 1942 seinen ersten Roman. Als amerikanischer Offizier kam Heym im Zweiten Weltkrieg zurück nach Deutschland. In den letzten Kriegsmonaten arbeitete er an einem Weltkriegsroman, der 1948 erschien und seinem Autor zu weltweiter Berühmtheit verhalf.

Seit 1952 lebte der Schriftsteller in Ostberlin, beobachtete die Entwicklung der DDR kritisch, doch mit Wohlwollen. In den folgenden Romanen beschäftigte er sich mit historischen Stoffen und setzte sich dabei mit den gesellschaftlichen Verhältnissen in der DDR auseinander. So wurde er zum Kritiker, der allerdings das sozialistische Gesellschaftsmodell zeitlebens verteidigte. In der DDR mit einem Publikationsverbot belegt veröffentlichte er seine Romane nun in der Bundesrepublik. Er wurde aus dem Schriftstellerverband der DDR ausgeschlossen, blieb dennoch in der DDR, wo ihn das MfS intensiver als jeden anderen Schriftsteller ausspionierte.

1994 kandidierte Stefan Heym als Parteiloser auf der Liste der PDS für den Bundestag. Als Alterspräsident hielt er eine bewegende Rede, in der er zu Toleranz und Vernunft in der Politik aufrief. Die Unionsfraktion verweigerte ihm jedoch demonstrativ den Applaus. Die Tatsache, dass er von der Nachfolgepartei der SED nominiert worden war, schien wichtiger zu sein als seine jahrelange Kritik an den Verhältnissen in der DDR. Nach einer Diätenerhöhung legte Heym sein Mandat nieder, zog sich aus der Politik zurück und widmete sich wieder voll und ganz dem Schreiben. Stefan Heym starb am 16. Januar 2001.

Schwerter zu Pflugscharen



Pazifistisches Bekenntnis: Schwerter zu Pflugscharen.

Vor jeder Unterrichtsstunde stellte sich ein Schüler oder eine Schülerin neben die Lehrkraft vor die Klasse und rief: „Für Frieden und Sozialismus – seid bereit!“ Darauf antworteten die Kinder beherzt: „Immer bereit!“

Aber dieser Frieden war kein pazifistischer. Es war ein Frieden, der im Kalten Krieg vom Militär bewacht sein sollte. Deswegen gab es das Fach „Wehrerziehung“, wo die Jugendlichen Soldaten besuchten, Manöver durchführten oder ins Wehrlager fuhren.

Dagegen regte sich nicht nur in christlichen Kreisen Widerstand. Diese fanden ihren Slogan in den Worten „Schwerter zu Pflugscharen“, verbunden mit einer Darstellung der von Jewgeni

Wuchetitsch geschaffenen Skulptur, die die Sowjetunion 1959 den Vereinten Nationen geschenkt hatte. Sie zeigt einen muskelbepackten Schmied, der mit einem Hammer auf ein Schwert schlägt. Das geflügelte Wort stammt aus der Bibel; auch Mahatma Gandhi und Martin Luther King haben es verwendet.

Die pazifistischen Gruppen der DDR konnten sich also auf eine lange Tradition berufen. Viele Jugendliche begannen, das Bild des Schmiedes auf ihren Jacken zu tragen. Die Führung der DDR forderte sie jedoch auf, diese Aufnäher zu entfernen. Daraufhin ließen die Widerständler einfach einen weißen Kreis auf ihren Kleidungsstücken frei.

Auch in der BRD fand die Parole „Schwerter zu Pflugscharen“ Anhänger. Es war die Zeit eines drohenden Atomkriegs, in der das Bekenntnis für den Frieden und gegen Waffen vielen Menschen wichtig war. Eigentlich unterstützte die DDR Gruppen, die in Westdeutschland die Regierung kritisierten. Bei diesen Themen steckte die DDR-Führung jedoch in einer Zwickmühle: Wie sollte sie eine Gruppe in der BRD unterstützen, deren Forderungen sie im eigenen Land bekämpfte?

Der Slogan setzte sich dennoch durch. Er hing während der Friedensgebete in der Nikolaikirche und wurde bei den Demonstrationen im Oktober 1989 getragen. Es gab sogar den Vorschlag, das Bild des Schmiedes als neues Nationalembem in die Flagge der DDR aufzunehmen.

Dazu kam es nicht mehr, da die DDR bald darauf nicht mehr existierte. Aber die Metapher von den Waffen und den Pflugscharen gibt es weiter – so zum Beispiel in dem Song *Heal the World* von Michael Jackson.

Seid bereit!



Einmal mit dem Freundschaftszug in die Sowjetunion fahren ...

Junge Bürgerinnen und Bürger der DDR sollten früh lernen, dass ihre Heimat ein friedliebendes und fortschrittliches Land ist, in dem Kinder, Jugendliche und Erwachsene sozialistische Werte teilen und gemeinsam den Weg zum Kommunismus beschreiten. Wie kann also die sozialistische Ideologie am besten bereits ab der Unterstufe in den Schulen vermittelt werden? Dafür war 1948 nach dem Muster der Sowjetunion die Pionierorganisation gegründet worden, die seit 1952 den Namen Ernst Thälmanns trug. Dieser Massenorganisation für Schüler und Schülerinnen gehörten ab den 1960er Jahren fast alle Kinder

und Jugendlichen des ostdeutschen Staates an. Dies konnte nur erreicht werden, weil die Pionierorganisation fest in das Schulsystem der DDR integriert war. Selbst die Kinder aus christlichen Elternhäusern waren meist bei den Pionieren. Denn wer kein Pionier war, musste mit Benachteiligungen rechnen und sah sich aus dem Kollektiv ausgegrenzt. In der vierten Klasse wurden die Jungpioniere zu Thälmannpionieren. Nun sollten sie dem Vorbild Ernst Thälmanns folgen und trugen ab den 1970er Jahren das rote Halstuch – wie ihre Altersgenossen in der Sowjetunion.

Die besonders aktiven, fleißigen und hilfsbereiten Pioniere lockte eine Auszeichnung, die für die allermeisten nur ein ferner Traum blieb. Die Voraussetzung dafür war zum einen Engagement in der Pionierorganisation, zum anderen brauchte es auch hervorragende Noten, vorbildliches und respektvolles Benehmen in der Schule und – nicht zuletzt – vielleicht noch Eltern, die entsprechende Posten in der SED hatten. Diese Auszeichnung, das Traumziel vieler Pioniere nicht nur in der DDR, sondern auch in den anderen sozialistischen Ländern, war eine Reise mit dem Freundschaftszug in das Pionierlager „Artek“ auf der Halbinsel Krim am Schwarzen Meer in der ukrainischen Sowjetrepublik. Die meisten Kinder kamen während der Schulferien im Juli und August. Das Pionierlager für sozialistische Kinder und Jugendliche aus der ganzen Welt, wunderschön gelegen in Strandnähe, hatte zwar eine ideologische, erzieherische Funktion, bot den jungen Gästen aber auch viele Gelegenheiten zur aktiven Erholung in der Sonne am Meer, viele Sehenswürdigkeiten und ein umfangreiches Kulturprogramm an.

She was Sunny, we will say ...



Sunny hat einen großen Traum.

Sunny, die Hauptfigur des Films *Solo Sunny* von Konrad Wolf aus dem Jahr 1980, heißt eigentlich Ingrid Sommer (Renate Krößner). Sie ist Arbeiterin, träumt aber davon, Popstar zu werden. Deswegen gibt sie ihren Beruf auf und geht mit der Combo *Die Tornados* auf Tour durch die Provinz. Dies befriedigt sie nicht sonderlich. Eine Rückkehr in ein bürgerliches Leben kommt für die exzentrische Sunny nicht infrage. Sie lebt in einer Berliner Altbauwohnung. Ihr Nachbar Harry (Dieter Montag), ein Taxifahrer, macht ihr Avancen. Am liebsten würde er Sunny heiraten. Sunny möchte sich jedoch ihre Unabhängigkeit bewahren und fängt lieber eine Affäre mit dem stillen Musiker und Philosophen Ralph (Alexander Lang) an. Später bemerkt

sie, dass sie nicht Ralphs einzige Affäre ist. Bei einer Tour des Varietés wird Sunny von ihrem Mitmusiker (Klaus Brasch) belästigt und gerät in einen Streit mit ihrem Conférencier. In ihrer Verzweiflung betrinkt sich Sunny und nimmt Schlaftabletten. Anschließend wird sie in ein Krankenhaus eingeliefert, wo sich ihre Freundin Christine (Heide Kipp) um sie kümmert ...

Der Film *Solo Sunny* thematisiert im Allgemeinen den Konflikt zwischen individuellen Wünschen und Träumen in einer Gesellschaft, in der der Kollektivismus Staatsdoktrin ist. Das bedeutet, dass das Wohlergehen des Kollektivs und nicht des Einzelnen, des Individuums, das Wichtigste ist. Im Besonderen gilt *Solo Sunny* aber auch als Film, der sich durch eine starke weibliche Perspektive auszeichnet, verkörpert durch die Protagonistin Sunny/Ingrid. Die Arbeiterin Ingrid wird zur Bohème-Figur Sunny, um der Enge der gesellschaftlich gesteckten Grenzen zu entfliehen und sich selbst zu verwirklichen. In diesem Sinne ist *Solo Sunny* ein für die späte DDR emanzipatorischer Film, der mit Sunny eine Frau als Hauptperson hat, die für ihre finanzielle und gesellschaftliche Unabhängigkeit eintritt. Sie lehnt das kleinbürgerliche DDR-Spießertum als Lebenskonzept ab, um stattdessen als unabhängige Künstlerin Karriere zu machen.

Die Schauspielerin Renate Krößner verstarb im Mai 2020. Sie war in unzähligen Filmen zu sehen, doch sie bleibt uns vor allem in ihrer Rolle als Sunny in Erinnerung. *She was Sunny, we will say ...*

Sing, mei Sachse, sing



Das Lied der Sachsen: Sing, mei Sachse, sing ...

Der sächsische Dialekt ist so vielfältig und facettenreich wie der stolze Stamm der Sachsen selbst. Doch eines haben fast alle Sächsinnen und Sachsen gemein: ihre innige Liebe zu Musik und Gesang. Und kein anderes Lied befördert diese Gefühle besser als *Sing, mei Sachse, sing* von Jürgen Hart. Sobald ich es höre oder singe, treibt es mir die Tränen in die Augen. Sicher sind wir nicht die einzigen, die gern singen. Doch hier, tief im Osten der Republik, wähnt man sich auf einer Familienfeier zuweilen in einem Karnevalsverein. Da holt plötzlich einer die Klampfe hervor wie einst Herbert Roth, auch wenn der uns immer fremd bleiben wird, und dann wird ein Gassenhauer nach dem anderen geschmettert und natürlich auch geschunkelt. Den jüngeren Leuten ist das oft denkbar peinlich, doch

auch sie können sich dem innigen Beisammensein höchstens so lange entziehen, bis Harts evergreener Oldie aus den Boxen kommt.

Leider haben wir Sachsen und Sächsinnen einen zweifelhaften Ruf, was die politische Gesinnung einiger unserer Mitmenschen angeht. Dabei werden oft die vergessen, die weltoffen, gastfreundlich und vor allem „gemiedlich“ sind und die jeden willkommen heißen, vor allem, wenn er gern musiziert! Beim Singen geht uns allen das Herz auf: „Sing mei Sachse, sing, es isn eichen Ding.“ In Sachsen können sich die Menschen auch nicht ganz erklären, warum die Musik sie so tief in der Seele berührt. Und „ooch e dichdsches Glick, um dn Zauber dr Musieg“ – wenn sie ein Liedchen trällern. Dabei ist es völlig egal, ob es ein kleines Kinderlied ist, ein Weihnachtslied oder einfach eine Melodie, die einem nicht mehr aus dem Kopf geht, und die man stundenlang vor sich hin summt. Schon das „gleenste Lied, das leechd sich offs Gemied“ – dabei ist auch etwas Melancholie. Man fühlt sich, wie wir sagen, angegangen, es macht uns weich, empfindsam und „oochnblichlich zufrieden, ruhsch, und glicklich!“ Ich erinnere mich daran, wie meine Mutter bei jedem Familientreffen zu später Stunde ihre Gitarre hervorholte und wir querbeet alle Lieder sangen, die uns einfielen. Vom „Haus in New Orleans“ bis zu „Welche Farbe hat die Welt“. Egal, ob Groß, ob Klein, keiner konnte sich dem „Zauber dr Musieg“ entziehen.

Spartakiadesieger von heute ...



Für diese drei stolzen Adler endete der Traum von Olympia schon bei der Kreisspartakiade in Schmiedefeld.

... Olympiakämpfer von morgen! Mit solchen Losungen versuchten die Sportfunktionäre in der DDR, den Nachwuchs zu Höchstleistungen zu motivieren. Spartakiaden waren seit 1964 der Laufsteg, auf dem man sich auf der Bahn, im Schwimmbecken oder auf den Sprungschanzen für Höheres empfehlen konnte. Die Grundlage für die späteren Olympiasiege wurde nämlich bereits im frühen Kindesalter gelegt. Talentierte Mädchen und Jungen trainierten beinahe täglich in den sogenannten Trainingszentren (TZ) und kämpften bei den Kreis- und

Bezirksspartakiaden um die begehrten Plätze an einer der Kinder- und Jugendsportschulen (KJS). Dort wurde der sportlichen Entwicklung dann praktisch alles untergeordnet. Die Jugendlichen kamen hier häufig erstmals mit Dopingmitteln in Kontakt, oft ohne ihr Wissen. Wer den Sprung an eine dieser Olympiakaderschmieden nicht schaffte, konnte noch eine kurze Zeit lang auf eine Nachdelegierung hoffen, weil viele schon nach dem ersten Jahr das Handtuch warfen und dann Plätze für Nachrücker frei wurden, dann war Schluss mit der Förderung. Wettkämpfe auf hohem Niveau gab es für solche Sportlerinnen und Sportler kaum noch; sie mussten sich dem Breitensport zuwenden. Für etliche Sportarten wie zum Beispiel Skispringen bestanden allerdings kaum Angebote. Ein weiterer Garant späterer Erfolge war ein ausgeklügeltes System zur Sichtung von Talenten. Die Sportlehrkräfte in den Schulen meldeten, wenn eines der Kinder für eine bestimmte Sportart besonders gute körperliche Voraussetzungen hatte, auch wenn es diese Sportart vielleicht noch nie ausgeübt hatte. So konnte es passieren, dass ein großgewachsener kräftiger Bursche aus dem Thüringer Wald plötzlich in Neubrandenburg am anderen Ende der Republik in einem Ruderboot saß. Das für einen Olympiasieg erforderliche Talent brachte er mit, das Rudern brachte man ihm schon bei.

Diese Kinder- und Jugendsportschulen durchliefen praktisch alle späteren „Diplomaten im Trainingsanzug“ aus der DDR, wie die Spitzensportler der DDR auch genannt wurden, wie z. B. „das schönste Gesicht des Sozialismus“ Katarina Witt, der „Floh vom Fichtelberg“ Jens Weißflog, der „Mozart des Schwimmens“ Roland Matthes oder der Marathonläufer Waldemar Cierpinski.

Sparwasser-Tor



Jürgen Sparwasser netzte 1974 zum 1:0 im „Bruderduell“ ein.

Im Spitzensport gehörte die kleine DDR zu den ganz Großen in der Welt. Die Königsdisziplin Fußball spielte allerdings in dem von sportlichen Erfolgen verwöhnten Land eine Außenseiterrolle. Die Erfolge auf internationaler Ebene nahmen sich bescheiden aus. Mit dem 1. FC Magdeburg, dem FC Carl Zeiss Jena und dem FC Lok Leipzig drangen zwar drei Teams in ein Finale der europäischen Wettbewerbe vor, doch nur Magdeburg verließ den Platz als Sieger. Immerhin konnte die

DDR-Nationalmannschaft bei den Olympischen Spielen 1976 die Goldmedaille erringen. Doch kaum jemand erinnert sich heute noch an das 3:1 im Finale gegen Polen. Dieser Erfolg steht im Schatten eines anderen Sieges, dessen sportliche Bedeutung zwar zweitrangig war, der aber für das Prestige der DDR eine nicht zu unterschätzende Rolle spielte – ein Sieg im sportlichen Kampf zwischen Ost und West: Die DDR-Auswahl konnte sich genau einmal für eine Fußballweltmeisterschaft qualifizieren. Und dies gelang ausgerechnet 1974, als die WM in der Bundesrepublik Deutschland stattfand. Der Zufall wollte es, dass in der Vorrunde dieses Turniers die Nationalmannschaften beider deutscher Staaten das erste und zugleich letzte Mal aufeinandertrafen. Im 25. Jahr des Bestehens von BRD und DDR kam es zum Bruderduell, in dem die westdeutsche Auswahl der große Favorit war. Den Spielern aus der DDR bot sich die einmalige Gelegenheit, dem Starensemble aus der Bundesliga ein Bein zu stellen. Als es am 22. Juni 1974 im Hamburger Volksparkstadion zum Prestigeduell von David-Ost gegen Goliath-West kam, saß die geteilte Nation vereint wie gebannt vor den Fernsehbildschirmen. Beide Teams lieferten sich ein ausgeglichenes Spiel – bis in der 77. Minute der Magdeburger Jürgen Sparwasser den Ball zum Siegtreffer für die DDR im gegnerischen Netz versenkte. Doch anders als der biblische Goliath war die Mannschaft der BRD nach dieser Niederlage alles andere als tot und wurde am Ende sogar Weltmeister. Auch wenn sich die DDR-Auswahl in der 2. Runde weder gegen die Niederlande noch gegen Brasilien durchsetzen konnte, bleibt der Prestigeerfolg von Hamburg unvergessen und machte den Torschützen Jürgen Sparwasser unsterblich.

Spur der Steine



Manfred Krug als Hannes Balla in „Spur der Steine“.

Frank Beyer verfilmte den hochdekorierten Roman von Erik Neutsch „Spur der Steine“ 1966. Für den Film wurden erhebliche Mittel aus der in der DDR nicht immer prall gefüllten Staatskasse bereitgestellt. Nachdem er die Zensurhürde gemeistert hatte, lobte die Kritik den Streifen über den grünen Klee. Doch DEFA-Superstar Manfred Krug alias Hannes Balla war auf der Leinwand nur drei Tage mit seinem Zimmermannshut zu sehen, den der Schauspieler im Film auch dann nicht ablegte, als er auf Entenjagd im Teich alle anderen Hüllen fallen ließ. Die Absetzung des Films sagt viel über die damalige Zerrissenheit und Unsicherheit in der DDR aus.

Der Brigadier Balla gerät im Film immer wieder mit dem neuen Parteisekretär Horrath (Eberhard Esche) aneinander.

Schon das Kennenlernen der beiden ist hart aber herzlich: „Gestatten, Horrath, Parteisekretär. – Und ich bin Pittiplatsch, der Liebe.“ Politik soll gefälligst gemacht werden, wenn Balla vom Bau ist und Zeit findet, der attraktiven Ingenieurin Kati Klee (Krystyna Stypułkowska) den Hof zu machen. Doch die gibt dem unsteten Balla einen Korb und entscheidet sich für den seriösen, aber verheirateten Familienvater Horrath ... Die Beziehung bekommt beiden nicht. Sie endet für Kati in anderen Umständen und für Horrath mit einem Parteiverfahren. Dort ist ausgerechnet sein Nebenbuhler Balla der einzige, der ihn verteidigt.

In „Spur der Steine“ brilliert vor allem Manfred Krug, der den Zimmermann Balla mit einer Wucht und Vielschichtigkeit verkörpert, die im Kino ihresgleichen suchen. Unterstützt wird er dabei von einer kontrastreichen Schwarz-Weiß-Komposition, einer raffinierten Erzählstruktur und einer bemerkenswerten Besetzung bis in die Nebenrollen hinein. Krug verließ die DDR später im Zuge der Biermann-Affäre. Mit seiner Rolle in „Spur der Steine“ hätte er zu einer Identifikationsfigur für all jene werden können, die dem politischen System in der DDR kritisch gegenüberstanden, ohne es rundweg abzulehnen.

Aber das konnte und wollte dieses System nicht zulassen und schickte organisierte Störer in die Vorstellungen. „Spur der Steine“ wurde abgesetzt und verschwand in den Archiven: Erst im Wendeherbst 1989 wurde der Film in der DDR wieder öffentlich aufgeführt.

Subbotnik



So richtig freiwillig waren die Subbotniks nicht.

Der polnische Gegenwartsautor Andrzej Stasiuk bezeichnet die DDR in seiner literarischen Deutschlandreise *Dojczland* als „das fehlende Bindeglied zwischen Germanen und Slawen. Die DDR ist dieser verlorene Stamm – germanisch oder slawisch – niemand wird das je entscheiden.“ Entschieden werden kann diese Frage auch hier nicht. Alle seien zum Nachdenken angehalten.

Sprachlich ist allerdings nicht viel übrig von den 40 Jahren slawischer Leitkultur im sowjetischen Gewande. Der Russischunterricht hat sein Ziel gründlich verfehlt und keine nachhaltigen Brücken über die Newa oder die Moskwa geschlagen,

sondern Aversionen gegen den „Großen Bruder“ eher noch verstärkt. Oft ist nicht viel mehr als das unvermeidliche *dostoprimschatjelnosti* (dt. Sehenswürdigkeiten) hängengeblieben, dem deshalb – Ehre wem Ehre gebührt – in diesem Band ein eigener Beitrag gewidmet ist. Was hat sich aber aus dem Russischen so alles im DDR-Deutsch verfangen, das ja manche als eigenständige Varietät des Deutschen betrachten? Abgesehen von der Datsche und ein paar meist kulinarischen Realienbezeichnungen gibt es da eigentlich nicht viel mehr als Glasnost und Perestrojka. Doch die sind in allen Sprachen der Welt anzutreffen, außer vielleicht im Nordkoreanischen.

Ein besonderes Schmankerl aus der „Sprache Puschkins“ ließe sich dennoch finden: der allseits beliebte Subbotnik, welcher für einen nicht ganz freiwilligen Arbeitseinsatz steht und von Lenin höchstpersönlich in Umlauf gebracht wurde. Und der fand meist, aber nicht ausschließlich, an einem Sonnabend statt. Denn *subbota* steht im Russischen für den sechsten Tag der Woche. Die Subbotniks dienten etwa dazu, das Umfeld in den Neubausiedlungen zu verschönern und zu begrünen, Spielplätze zu bauen oder in Schulen und Kindergärten Hand anzulegen. Dabei oder beim anschließenden Nachsubbotnikbier lernte man auch gleich seine Nachbarn besser kennen und die Anonymität der Wohnsiedlungen wurde aufgebrochen.

Dieser Russizismus-Leninismus hat es übrigens nicht einmal zu Russlands slawischen Brüdern nach Polen oder Tschechien geschafft. Bei Nachfragen erntet man dort nur Schulterschultern. Irgendwas mit Sonnabend halt, denn in beiden Ländern bezeichnet *sobota* diesen Tag.

Sudel-Ede und sein Schwarzer Kanal



Wortgewandt und doch nicht beliebt: Moderator Karl-Eduard von Schnitzler.

„Hey, Schnitzler, du elender Sudel-Ede / Sogar wenn du sagst, die Erde ist rund / Dann weiß jedes Kind: Unsre Erde ist eckig / Du bist ein gekaufter verkommener Hund“, hieß es in einem Lied von Wolf Biermann. Diese Einschätzung zu Karl-Eduard von Schnitzler und seiner Sendung *Der schwarze Kanal* dürften die meisten Menschen in der DDR geteilt haben. Angeblich kannten viele nicht einmal den vollständigen Namen des Moderators und Autors der Propagandasendung, da sie schon bei Schni- abgeschaltet hatten.

In der Sendung, die von 1960 bis 1989 einmal pro Woche lief, wurden Ausschnitte aus Sendungen von ARD von ZDF ge-

zeigt, meist aus dem Zusammenhang gerissen und auf gehässige Weise kommentiert. Dabei gab es zwei Strategien: Entweder versuchte von Schnitzler, dem Westfernsehen Lügen, Halbwahrheiten und Ungenauigkeiten nachzuweisen, oder er nahm Ausschnitte aus Nachrichten- und publizistischen Sendungen zum Anlass, um zu zeigen, wie unsozial, grausam und kriminell es in der BRD zugeht, wie angeblich Linkenverfolgung, Revanchismus, Korruption, Arbeitslosigkeit, Drogenhandel, Prostitution etc. zum westdeutschen Alltag gehören. Damit erreichte er aber bei den Zuschauern und Zuschauerinnen das genaue Gegenteil. Viele sagten sich, dass ein System, in dessen Medien so offen und kritisch über die eigenen Missstände berichtet wird, so schlecht nicht sein kann. Die im DDR-Fernsehen konsequent geschönte und unkritische Berichterstattung zu eigenen innenpolitischen Themen stieß vielen sauer auf. Schnitzlers Polemik über den gefährlichen Westen vermochte jedenfalls den Glauben an die Übermacht des Sozialismus und die Abgründe des Kapitalismus kaum zu untermauern. Die Sendung war denkbar unbeliebt, die Einschaltquoten lagen im einstelligen Prozentbereich und wären wohl noch niedriger gewesen ohne die Schüler und Schülerinnen, die die Sendung mitunter als Hausaufgabe für den Staatsbürgerkundeunterricht ansehen mussten.

Am 30.10.1989, wenige Tage vor dem Fall der Berliner Mauer, wurde die letzte Folge ausgestrahlt. *Der Schwarze Kanal* war die erste Sendung, die nach der Wende im DDR-Fernsehen aus politischen Gründen abgesetzt wurde. Niemand hat ihn wirklich vermisst.

Sushi in Suhl



Im *Waffenschmied* in Suhl arbeiteten 1984 für drei Wochen sogar zwei Geishas, eine Teezeremonienmeisterin und ein Koch aus Japan.

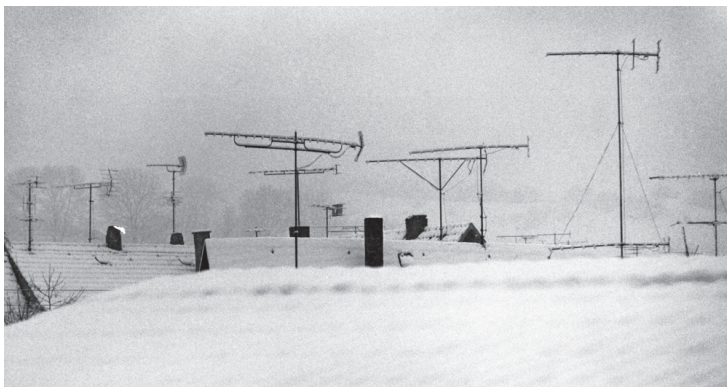
Eine ganz besondere kulinarische Spezialität gab es ganz im Süden der Republik in der Bezirksstadt Suhl im Thüringer Wald, die ansonsten für die Herstellung von Jagdwaffen und Mopeds vom Typ Schwalbe oder S51 bekannt ist. Und hiermit sind jetzt nicht die berühmten Thüringer Klöße oder Rostbratwürste gemeint. Nein, in Suhl ging's nicht nur thüringisch-deftig zu Tisch, sondern auch japanisch-filigran zur Sache: Hier gab es zwischen 1966 und 1986 im *Waffenschmied* von Rolf Anschütz das einzige Sushi-Restaurant der DDR. Ihm wird der Satz zugeschrieben: „Wenn ich schon nicht raus darf, dann hole ich mir die Welt eben rein.“ Nippon kam an den

Rennsteig, und Anschütz bewirtete in zwanzig Jahren zwei Millionen Gäste!

Dieses gastronomische Genusserlebnis der Premiumklasse hatte einen stolzen Preis von ca. 120 Mark, war also nichts für zwischendurch in der Mittagspause. Dafür gab es zu den leckeren Häppchen noch ein fernöstliches Kulturrahmenprogramm, und für FKK-Freundinnen und -Freunde ein japanisches Ritualbad. Die in vielen Restaurants in der DDR übliche freundliche Aufforderung *Bitte warten, Sie werden platziert!* war hier nicht zu lesen, ohne Reservierung führte kein Weg in den *Waffenschmied* hinein. Ab 1980 wurden trotz der ständigen Devisennot der DDR sogar Originalzutaten aus Japan importiert. Die servierenden Geishas kamen jedoch aus Thüringen und zeigten den zufriedenen Gästen von nah und fern, dass nicht nur in Sachsen schöne Mädchen wachsen. Nur für drei Wochen waren im Jahr 1984 drei echte Geishas als Austauschkelnerinnen in Suhl zu Gast.

Die außergewöhnliche Geschichte des einzigen japanischen Restaurants der DDR wurde 2012 in der Komödie *Sushi in Suhl* verfilmt. Hier nahmen die Thüringer allerdings Hilfe der sächsischen Nachbarn in Anspruch: Rolf Anschütz wird von dem Dresdner Kabarettisten und Schauspieler Uwe Steimle gespielt, der deutschlandweit als Vorkämpfer für den sächsischen Dialekt bekannt ist. Und den legte er auch in *Sushi in Suhl* nicht ab. Für Thüringer Ohren klingt der Film deshalb eher nach *Sing mei Sachse, sing* und weniger nach Rennsteiglied. Aber wir sind ja exotischen Sprachen gegenüber aufgeschlossen und schauen ihn uns gerade deshalb immer wieder gerne an!

Tal der Ahnungslosen



Wo ist hier Westen, das ist die Frage.

Jeden Tag begingen Millionen DDR-Bürgerinnen und -Bürger vor den Bildschirmen in ihren Wohnzimmern und Radiogeräten in den Küchen Republikflucht. Dort gaben nämlich die Sender des Klassenfeindes hörbar den Ton vor und das Bild an. Nur die Menschen in und um Dresden und Bautzen sowie in Teilen Vorpommerns schauten in der Röhre Osten only. Sie hatten aus geografischen Gründen schlechten bis keinen Empfang von westlichen Radio- und Fernsehprogrammen. Im DDR-Volksmund wurde das Elbtal deshalb als „Tal der Ahnungslosen“ bezeichnet. 1984 gingen zwei anonyme Briefe bei der SED-Bezirksverwaltung Dresden und beim DDR-Fernsehen ein, in denen mit Sprengstoffanschlägen gedroht wurde, sollten keine Maßnahmen zur Verbesserung des Sendeempfangs erfolgen. Die Verfasser konnten trotz jahrelanger Suche nicht identifiziert werden, die Ermittlungen wurden ergebnislos eingestellt.

Der große Rest des Landes hatte Empfang und war stets im Bilde, was im Westen so über die Mattscheibe flackerte. Und dabei erfuhr man auch, was im eigenen Land abseits der staatlichen Propaganda von gewonnenen Ernteschlachten und Planübererfüllungen wirklich so lief. Sendungen wie Tagesschau, Sportschau, Unterhaltungsshows, Krimis, Vorabendserien und Spielfilme in den westlichen Programmen hatten in der DDR eine hohe Einschaltquote. Das alles war ein offenes Geheimnis. Panikrocker Udo Lindenberg irrte sich also, wenn er meinte, sogar Erich Honecker würde heimlich auf'm Klo West-Radio hören. Der Parteichef gab schon 1977 in einem Interview mit der Saarbrücker Zeitung zu, ab und zu mal den Westen einzuschalten.

In vielen DDR-Ortschaften bildeten sich private Antennengemeinschaften, was dazu führte, dass Familienväter mit ihrem Werkzeug im Notfall sogar mitten in der Nacht ausrückten, um Antenne und Sendemast zu reparieren, wenn Sturm oder Gewitter die Westausrichtung der Antenne beeinträchtigt hatten. Ende der 1980er Jahre sammelten diese Gemeinschaften oft Geld für Satellitenantennen, um z. B. RTL zu empfangen.

Täve, Täve!



Friedensfahrt war Täve-Zeit!

Sportler gehören zu den Helden unserer Zeit, denen höchstens Popstars oder Weltraumfahrer das Wasser reichen können. Und so gab es natürlich auch im Sportland DDR große Helden. Einige von ihnen werden bis heute verehrt, wie die „Eisprinzessin“ Katarina Witt, der „Schwarze Peter“ Peter Ducke, der „Schwimm-Mozart“ Roland Matthes, der „Floh vom Fichtelberg“ Jens Weißflog oder die „Eiserne Kanutin“ Birgit Fischer.

Unbekannt ist, wie viele liebe junge oder angehende Väter am 1. August 1980 dem Aufruf von Reporterlegende Heinz Flo-

rian Oertel folgten und den Mut hatten, ihre Neuankömmlinge des heutigen Tages ruhig Waldemar zu nennen. Aber wenige waren es gewiss nicht. An diesem Tag konnte Waldemar Cierpinski den Olympiamarathon von Moskau für sich entscheiden und damit seinen Erfolg aus dem Jahr 1976 wiederholen. Nach einer Zeit von knapp über zwei Stunden und elf Minuten war Waldemar da!

Alljährlich im Wonnemonat Mai säumten Millionen Menschen die Straßen zwischen Warschau, Prag und Berlin, um bei der Friedensfahrt, der Tour de France des Ostens, die Helden der Landstraße anzufeuern. Und besonders laut erschallte aus der Menge der Ruf *Täve, Täve!* Gemeint war Gustav Adolf Schur, der in den 1950er Jahren mit seinen Pedalritten die Herzen der Fans im Sturm eroberte. Aber sein bürgerlicher Name war zweitrangig, für alle hieß er nur Täve. Er gewann das Rennen 1955 und 1959, holte 1958 und 1959 die Krone des Weltmeisters und wurde neun Mal zum Sportler des Jahres gewählt. Und als 1979 und 1989 die besten Sportler der DDR gewählt wurden, erhielt er, der schon 1964 seine aktive Laufbahn beendet hatte, immer noch die meisten Stimmen.

Der 1931 in Sachsen geborene Gustav Adolf Schur saß über 30 Jahre lang in der DDR-Volkskammer und nach der Wende war er vier Jahre für die PDS Mitglied des Deutschen Bundestags. Heute wird Schur wegen seiner Nähe zum herrschenden Regime in der DDR kritisiert, von dem er sich auch nach 1990 nicht ausreichend distanzierte, so der oft geäußerte Vorwurf. Deshalb wurde er trotz seiner großen Erfolge und seiner ungebrochenen Beliebtheit in der Bevölkerung nicht in die *Hall of Fame* des deutschen Sports aufgenommen.

Thälmann ist niemals gefallen!



Pioniere mit einem Bildnis von Ernst Thälmann.

Ernst Thälmann oder einfach Teddy, den die Nazis 1944 im KZ Buchenwald nach jahrelanger Einzelhaft ermordet hatten, war in der DDR allgegenwärtig. Die Verehrung des KPD-Vorsitzenden aus Weimarer Zeiten kannte kaum Grenzen und jeder Thälmannpionier dessen Lebenslauf einigermmaßen auswendig. In was für Gewässer hätte die DDR vorstoßen können, wenn der charismatische Hamburger – „Stimme und Faust der Nation“ – statt dieses ewig fistelnden Leipziger Wichts das Steuer der Republik in seinen kräftigen Pranken gehalten hätte ...

Während Ulbricht und Genossen in Moskau, das während Stalins Säuberungen in den 1930er Jahren für deutsche Kommunisten alles andere als ein sicherer Ort war, für ihre mögliche führende Rolle im Nachkriegsdeutschland die Strippen

zogen, schmorte Thälmann in Hitlers Gefängnissen. Als sich der deutsche und der sowjetische Diktator 1939 die Hände reichten, wäre es ein Leichtes gewesen, für die Befreiung Ernst Thälmanns ein weiteres geheimes Zusatzprotokoll zu verfassen. Aber niemand setzte sich für Teddy ein, er war in diesem schmutzigen Spiel nur für die Märtyrerrolle vorgesehen. Und für diese eignete er sich perfekt!

Ernst Thälmann kann so nur schwerlich für die Fehler beim letztendlich erfolglosen Aufbau des Sozialismus in der DDR verantwortlich gemacht werden. Deshalb tun sich viele Ostdeutsche bis heute schwer mit Kritik an seiner Person. Die Geschichtswissenschaft, vor allem die aus Westdeutschland, muss ihnen deshalb erklären, warum sie Thälmann nicht ehren sollten. Der war nämlich alles andere als ein lupenreiner Demokrat, in Sozialdemokraten sah er „Sozialfaschisten“, und mit seinen späteren Mördern paktierte er, wenn es ihm opportun erschien. Gebracht haben diese gut gemeinten und durchaus plausiblen Belehrungen wenig: Etwa 600 Straßen, Plätze, Haine, Wege, Fußballstadien und sogar ein Dorf in Kirgistan und eine Insel in der Karibik tragen noch heute Teddys Namen. Auch gegen viele Thälmanndenkmäler wagte bislang niemand, den Arm zu erheben. Das bekannteste davon steht im Berliner Stadtteil Prenzlauer Berg, natürlich im Ernst-Thälmann-Park. Thälmann ist also tatsächlich „niemals gefallen“, wie es im Thälmannlied heißt.

Treuhand



Gegen die Arbeit der Treuhand gab es massive Proteste.

In den fünf neuen Bundesländern ruft der Begriff Treuhand bis heute bei vielen Menschen Ablehnung hervor. Der Historiker Ilko-Sascha Kowalczyk schreibt in seinem Buch *Die Übernahme* über die Treuhand, sie sei für die Menschen in der ehemaligen DDR bis heute „Synonym für Korruption, Arbeitsplatzvernichtung, Seilschaften, Deindustrialisierung, Ungerechtigkeit, West-Filz u. ä. geworden.“ Das gilt vor allem für diejenigen, die die politische Wende miterlebt haben. Warum ist das so?

Mehr als 12.000 Betriebe waren zu privatisieren, zu sanieren oder stillzulegen. Selbst die letzte DDR-Regierung, in der noch einige saßen, die allen Ernstes davon ausgingen, dass die DDR zu den zehn stärksten Industrienationen der Welt gehört

habe, schätzte, dass nur ein knappes Drittel davon rentabel arbeitete.

Bis zur Auflösung der Treuhand Ende 1994 wurden etwa 3.700 Betriebe abgewickelt, also stillgelegt, und 8.000 privatisiert. Dabei gingen mehr als zwei Drittel ihrer über vier Millionen Arbeitsplätze verloren.

Zur Rolle der Treuhand gibt es zwei unterschiedliche Wahrnehmungen. In Ostdeutschland meistens die, dass die Treuhand Volkseigentum vernichtete und neben maroden auch leistungs- und damit überlebensfähige Unternehmen schloss oder an windige Geschäftemacher aus dem Westen verscherbelte. Die konnten sich billig einkaufen, um dann sogleich ihre für einen Apfel und ein Ei erworbenen Betriebe im Osten stillzulegen. Dieser Sicht steht eine spezifisch westdeutsche Einschätzung gegenüber: Das Vorgehen der Treuhand sei alternativlos gewesen und habe nur offenkundig gemacht, wie ineffektiv die DDR-Wirtschaft war. Die Privatisierung sei oft gelungen, und Wettbewerbsfähigkeit habe halt ihren Preis.

Gab es Alternativen zur Strategie der Treuhand? Darüber wird heute nicht nur in der Wissenschaft gestritten. Nicht selten übersieht man dabei, dass die Treuhand in einem denkbar schwierigen Umfeld agieren musste. Die traditionellen Märkte für ostdeutsche Unternehmen in Mittel- und Osteuropa waren zusammengebrochen. Seit der Währungsunion am 1. Juli 1990 – die von den Menschen in der DDR gewollt und begrüßt wurde – waren Löhne in harter D-Mark zu zahlen, und das von oft maroden Betrieben mit leeren Auftragsbüchern.

Über sieben Brücken musst Du gehn



Karat landeten mit „Über sieben Brücken“ ihren größten Erfolg.

Viele Lieder des Ostroms handeln von Fernweh. Auch *Über sieben Brücken musst du gehn* von Karat lässt sich hier einordnen. Eigentlich entstand der Song für eine TV-Produktion: Dabei ging es um die Liebesgeschichte zwischen einer Deutschen und einem Polen. Die Hauptfigur sinniert dabei immer wieder über die metaphorischen sieben Brücken, über die sie in Zukunft zu gehen habe. Als der Film im April 1978 gesendet wurde, war *Über sieben Brücken musst du gehn* das Titellied. Noch am selben Tag erreichte den Sender eine Flut von Anfragen, wo es das Stück zu kaufen gebe. Zur weiteren Popularität trug bei,

dass Karat den Song beim Internationalen Schlagerfestival in Dresden vorstellten, wo sie auch gewannen.

Dieser Erfolg von Karat wurde später in Westdeutschland von einem anderen Künstler noch übertroffen – Peter Maffays Fassung von *Über sieben Brücken* verkaufte sich dort millionenfach. Viele BRD-Hörer nahmen und nehmen bis heute an, das Stück sei von Maffay selbst geschrieben worden.

Neben dem Fernweh, das für die Fans des Liedes sicherlich immer mitklang, gab es viele weitere Interpretationsmöglichkeiten des Textes: als Lied über die Probleme einer Beziehung, als Ermutigung in schweren Zeiten, als beinahe religiös gefärbtes Durchhaltelied. Eine wichtige Botschaft steckt in der Zeile „Siebenmal musst du die Asche sein“ – „Asche“ war im Soldatenjargon der DDR eine abwertende Bezeichnung für die NVA mit ihrem ungeliebten Pflichtwehrdienst. Gerade in diesen Kreisen erreichte *Über sieben Brücken* deshalb Kultstatus. Der große anhaltende, auch internationale Erfolg des Liedes zeigt, dass sich die Deutung des Textes nicht nur auf die Verhältnisse in der DDR verengen lässt. Karat sind immer noch auf Tour, mittlerweile mit dem Sohn des inzwischen verstorbenen Sängers als Frontmann, und spielen weiterhin *Über sieben Brücken*. Aber der Song lebt auch in vielen Neuinterpretationen fort – Scooter verwandelten ihn in einen Ravetrack und Chris de Burgh sang *There are seven bridges to be crossed*, auch zusammen mit Karat.

Als Joachim Gauck von seinem Amt als Bundespräsident verabschiedet wurde, wünschte er sich drei Titel – ein Kirchenlied von Martin Luther, ein deutsches Volkslied und Karats *Über sieben Brücken*.

Und nächstes Jahr am Balaton



Daumen raus in Richtung Balaton.

Die Urlaubszeit in der DDR betrug anfangs 12, später 18 Tage pro Jahr. Beliebte Reiseziele waren der Thüringer Wald, die Sächsische Schweiz, die Mecklenburger Seenplatte und vor allem der Ostseestrand. Wie stand es aber mit der Möglichkeit, die schönste Zeit des Jahres im Ausland zu verbringen? Die Reisefreiheit war sehr stark eingeschränkt. Deshalb ging es beim Urlaub praktisch nur in Richtung Osten: Reisen in die ČSSR sowie – zumindest bis zum Aufschwung der Gewerkschaft Solidarność 1980 – nach Polen waren spontan möglich.

Der Sehnsuchtsort vieler Erholungssuchender aus Ostdeutschland war jedoch der ungarische Balaton. Ungarn war zwar auch ein sozialistisches Bruderland, aber hier hatte sich

seit den 1970er Jahren ein liberalerer sozialistischer Kurs durchgesetzt, auch bekannt als Gulaschkommunismus.

Es gab viele Möglichkeiten, dieses Ziel zu erreichen. Der Traum konnte dank des Reiseunternehmens Jugendtourist in Erfüllung gehen. Das veranstaltete für junge Erwachsene unter 27 Jahren preiswerte Gruppenreisen. Privatreisen waren ebenfalls möglich – hier musste zwei Wochen im Voraus eine Genehmigung bei der Volkspolizei beantragt werden. Damit konnte man dann eine sehr begrenzte Menge DDR-Mark in ungarische Forint eintauschen. Deshalb musste der Urlaub gut geplant werden: Schon beim Einpacken war das Auto oft voll bis unters Dach mit Lebensmitteln und Benzinkanistern, um die knappe Urlaubskasse zu schonen. Am Balaton angekommen, stellte sich dann für viele ein Gefühl der Freiheit und Zufriedenheit ein. Dafür sorgte natürlich nicht zuletzt auch das sonnige Urlaubswetter.

Aber wo Sonne ist, gibt es auch Schatten. Die DDR-Touristen und -Touristinnen fühlten sich wegen ihres knappen Budgets oft als Reisende zweiter Klasse. Häufig bekamen sie die schlechteren Plätze in Restaurants zugeteilt. Den Platz an der Sonne erhielten die Gäste aus dem Westen. Außerdem kontrollierte die sogenannte Balaton-Brigade der Staatssicherheit Menschen aus der DDR am Strand und an der Bar. Ihre Aufgabe bestand vor allem in der Aufdeckung von Plänen zur Flucht in den Westen – ein Sehnsuchtsort der ganz anderen Art, von wo aus Reisen in die ganze Welt möglich waren.

Unrechtsstaat und Unrechtsstaat-Debatte



Unrechtsstaat oder nicht? Wer im Visier der Stasi war, für den stellt sich diese Frage nicht.

Der Begriff Unrechtsstaat wurde bereits in der Mitte des 19. Jahrhunderts geprägt. Weite Bekanntheit erlangte er nach dem Zweiten Weltkrieg, als ihn der Sozialdemokrat Gustav Radbruch in seinem Aufsatz *Gesetzliches Unrecht und übergesetzliches Recht* verwendete. Als Unrechtsstaat bezeichnet er das nationalsozialistische Deutschland. In dem Aufsatz stellt der Jurist Radbruch dem Unrechtsstaat den Rechtsstaat gegenüber. Vor allem dem hessischen Generalstaatsanwalt Fritz Bauer, der sich um die juristische Aufarbeitung der Nazigräueltaten im Nachkriegsdeutschland große Verdienste erwarb, ist es

zu verdanken, dass das NS-Regime als Unrechtsstaat eingestuft wurde.

Heute wird darüber diskutiert und gestritten, ob die DDR als Unrechtsstaat bezeichnet werden kann. Damit werden nämlich fast zwangsläufig Parallelen zum „Dritten Reich“ gezogen. Ähnlich verhält es sich mit der Frage, ob beide als totalitäre politische Systeme aufzufassen sind. Vor allem Politiker und Politikerinnen melden sich in der Debatte zu Wort. Zu ihnen gehört z. B. Bodo Ramelow von der Partei DIE LINKE, die oft als Nachfolgepartei der SED bezeichnet wird. Mit Ramelow wurde in Thüringen erstmals ein Vertreter dieser Partei in das Amt des Ministerpräsidenten eines deutschen Bundeslandes gewählt. Bodo Ramelow stammt aus dem Westen Deutschlands und war damit kein Mitglied zentraler Organisationen des vermeintlichen Unrechtsstaates DDR, wie eben der SED oder auch der Jugendorganisation FDJ. Ramelow findet die Bezeichnung der DDR als Unrechtsstaat problematisch, da der Begriff so verstanden werden könne, dass das ganze Leben in der DDR unrecht gewesen sei. Seine Amtskollegin aus Mecklenburg-Vorpommern, die Sozialdemokratin Manuela Schwesig, empfindet den Begriff herabsetzend. Für den sächsischen Regierungschef Michael Kretschmer von der CDU war die DDR hingegen eindeutig ein Unrechtsstaat. Diese Auffassung vertritt auch sein Thüringer Parteifreund Mike Mohring. Die langjährige Bundeskanzlerin Angela Merkel (CDU) hat sich ebenfalls in der Debatte zu Wort gemeldet. In einer Rede sagte sie: „Aus meiner Sicht war sie [die DDR] ein Unrechtsstaat. Sie hat einen perfiden Druck auf alle ausgeübt, die in diesem Lande lebten.“

Uns're LPG hat 100 Gänse



Genossenschaftsbauern der LPG in Jübar in den 1960ern.

Ein braves Gänselieschen mit schnatternden Gänsen – das Motiv ist in der europäischen Kunst weit verbreitet. Auch die DDR hatte ihr eigenes, besungen von der Klaus Renft Combo. Das Lied hat einen groben Logikfehler: Eine Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft mit nur 100 Gänsen gab es nicht. Denn die Landwirtschaft in der DDR war im Zuge der Kollektivierung zu Großbetrieben umstrukturiert worden: Die Tiere, die Erzeugnisse, die Maschinen und Gebäude gehörten dem Staat. Lediglich das Land war formal Eigenbesitz. Dabei hatte die Besatzungsmacht 1945 noch Kleinbauerntum gefördert. Feudaler Großgrundbesitz wurde aufgeteilt, u. a. an aus der Stadt angesiedelte sog. Neubauern. Allerdings waren die oft unerfahren. Außerdem fehlte es an Maschinen, Futter und Saat-

gut. Viele gaben auf. Das Projekt Kleinbauerntum scheiterte. Zum Sicherstellen der Versorgung der Bevölkerung setzte man auf eine neue Strategie: die Kollektivierung der Landwirtschaft. Anfangs baute die SED hier auf Freiwilligkeit und setzte allerlei Anreize für den Eintritt in die LPG. Die Reaktionen waren zögerlich. Also wurden die Überredungsversuche roher – der Eintritt in die LPG war für die meisten unumgänglich. Manche entzogen sich der LPG auf tragische Weise: Die Zahl der Suizide auf dem Land war in dieser Zeit besonders hoch. 1960 erklärte die SED die Kollektivierung als erfolgreich abgeschlossen.

Tatsächlich brachte der Alltag in den LPG Erleichterungen – insbesondere für die Bäuerinnen. Krippen- und Hortplätze, Urlaub im LPG-Ferienheim, ein monatliches Einkommen und Rentenzahlungen, Mittagessen auf dem Feld, gekocht in den LPG-Küchen – all das machte den Alltag einfacher und sicherer. Dafür mussten alle Erträge abgegeben werden. Für viele blieb es lange absurd, morgens Kartoffeln auf dem Feld zu stechen, um sie abends im Dorfladen zu kaufen.

Die meisten LPG wurden ab 1990 zu marktwirtschaftlichen Großbetrieben umgebaut, die heute effektiver arbeiten als die kleinbäuerlichen landwirtschaftlichen Betriebe, die in Westdeutschland vorherrschen. Freilaufende Gänse auf dem Weg zur Weide gibt es in den modernen Großbetrieben nicht. Die Tiere leben in Massentställen. Das Gänselieschen ist arbeitslos geworden.

Vertragsarbeiter



Vertragsarbeiter aus Mosambik in Ilmenau mit Bildern ihres Staatspräsidenten Samora Machel.

In Chemnitz steht ein Hotel, das im Volksmund als Paprikaturm bezeichnet wird, denn bis 1983 wohnten hier Arbeitskräfte aus Ungarn. Tagsüber arbeiteten sie in Betrieben in Karl-Marx-Stadt, den Feierabend verbrachten sie meistens im Arbeiterwohnheim, in schlichten Zimmern mit bis zu sechs Betten.

Die ungarischen Arbeitskräfte waren sog. Vertragsarbeiter, die die DDR-Regierung zum Ankurbeln des Wirtschaftswachstums im Rahmen staatlicher Abkommen mit Bruderstaaten angeworben hatte. Ein erstes solches Abkommen wurde 1963 mit Polen unterzeichnet. Es folgten Verträge mit Ungarn, Algerien, Kuba, Mosambik, Vietnam, Angola, der Mongolei, China und Nordkorea.

Alles war staatlich organisiert – von der Anreise über die Unterbringung bis hin zur Gehaltszahlung. Individuelle Verträge, private Wohnungen oder eine Mitbestimmung bei der Auswahl des Arbeitsplatzes gab es nicht. Trotz vereinbarter Fachausbildungen wurden die Arbeitskräfte in der Regel für ungelernte, monotone und schwere Arbeiten eingesetzt. Das Leben der Vertragsarbeiter war streng organisiert, auch nach Feierabend. In den Arbeiterheimen gab es strikte Ausgehzeiten, Besuch musste angemeldet werden. Länger als fünf Jahre zu bleiben, war kaum möglich, Familien konnten nicht nachgeholt werden. Eine internationale Eheschließung musste bei beiden Staaten beantragt werden und wurde nicht selten abgelehnt. Integration in die Gesellschaft war nicht vorgesehen.

Das Ende der DDR brachte auch das Ende der Vertragsarbeit mit sich: Viele der ehemaligen Vertragsarbeiter wurden entlassen und kehrten in ihre Herkunftsländer zurück, einige von ihnen blieben und versuchten sich – ohne sicheren Status und nicht selten mit Rassismus konfrontiert – eine neue Existenz aufzubauen.

Das Auflösen der Verträge wurde für Arbeitskräfte aus Mosambik zu einem immer noch nicht gelösten Problem. Während ihres Arbeitsaufenthalts in der DDR hatten sie nur einen Teil ihres Lohns erhalten. Über die Hälfte war direkt an die Regierung Mosambiks gezahlt worden. Dieses Geld haben die Zurückgekehrten bis heute nicht erhalten. Noch immer demonstrieren einige von ihnen jeden Mittwoch in Maputo. Sie nennen sich die Madgermans, ihr Kampf blieb bis heute erfolglos.

Völkerfreundschaft



Gelebte Völkerfreundschaft in den 1970er Jahren in Ilmenau.

In der DDR war die Völkerfreundschaft staatlich verordnet und damit oberstes Gebot. Das wurde auch in der Verfassung der DDR an mehreren Stellen betont. Der Begriff *Völkerfreundschaft* findet sich bereits in der Präambel. In Artikel 6 heißt es dort unter anderem, dass die DDR eine der Völkerverständigung dienende Außenpolitik betreibt oder dass sie Staaten und Völker unterstützt, „die gegen den Imperialismus und sein Kolonialregime, für nationale Freiheit und Unabhängigkeit kämpfen.“ Schon die Jungpioniere hielten laut ihren Geboten „Freundschaft mit den Kindern der Sowjetunion und

aller Länder.“ Neben den Pionieren hatten sich zahlreiche weitere Organisationen in der DDR die Völkerfreundschaft ganz groß auf ihre Fahnen geschrieben. Es gab sogar eine Liga für Völkerfreundschaft, zu der auch die Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft gehörte, die in den 1980er Jahren rund sechs Millionen Mitglieder zählte. Das Wort *Völkerfreundschaft* wurde im öffentlichen Diskurs so häufig verwendet und mechanisch wiederholt, dass es bald zu einer leeren Worthülse ohne Inhalt verkam.

Höhepunkte der Völkerfreundschaft in der DDR waren die Weltfestspiele der Jugend und Studenten, die zweimal in der Hauptstadt der DDR stattfanden. Die Weltfestspiele von 1951, zu denen über 25.000 Gäste nach Berlin kamen, waren ein willkommener Anlass für den jungen Arbeiter- und Bauernstaat, sich erstmals der Weltöffentlichkeit von seiner Schokoladenseite zu zeigen. 1973 lag dann ein Hauch von Woodstock in der Berliner Luft. Wieder kamen zu den Weltfestspielen Tausende Teilnehmende. Die Zahl der Tagesgäste während der eineinhalbwöchigen Party wird auf mehrere Millionen geschätzt. Von beinahe 100 Bühnen war Musik zu hören, Stargäste waren die amerikanische Kommunistin Angela Davis und ihr Landsmann, der „Rote Elvis“ Dean Reed. Doch abseits solcher Großereignisse gab es für die Menschen in der DDR kaum Möglichkeiten, Völkerfreundschaft aktiv in ihrem Alltag zu praktizieren.

Von der Sowjetunion lernen, heißt siegen lernen!



Die Freundschaft zur Sowjetunion wurde schon
den ABC-Schützen mit auf den Weg gegeben.

Der 3. Kongress der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft (DSF) stand 1951 unter der Losung „Von der Sowjetunion lernen, heißt siegen lernen“. Diese wurde in den kommenden Jahrzehnten zum Motto für die deutsch-sowjetische Freundschaft. Eine Zeitzeugin erinnert sich an ihre ganz persönliche Freundschaft mit der Sowjetunion:

„Die DSF vermittelte mir eine Brieffreundschaft mit einer sowjetischen Schülerin, aus der eine Freundschaft für das ganze Leben erwachsen ist. Meine Brieffreundin Natascha, kurz für

Natalja oder Nathalie, kam aus Leningrad. Zuerst waren unsere Briefe sehr kurz. Um über das, was uns bewegt, zu schreiben, reichten unsere Sprachkenntnisse noch nicht aus. Aber dennoch haben wir nicht aufgegeben! Und dann stand ich tatsächlich an einem kalten Wintertag am Leningrader Flughafen und wurde von meiner Brieffreundin abgeholt. Natascha führte mich durch ihre Stadt und zeigte mir deren *dostoprimschatjelnosti*. Sie erzählte, dass die Deutschen Leningrad im Zweiten Weltkrieg 900 Tage belagert haben. Die Einwohner waren in der Stadt eingeschlossen und hatten kaum etwas zu essen, sodass mehr als eine Million Menschen in der Zeit der Blockade verhungerten. Regelmäßig wurde Leningrad bombardiert, aber das Leben ging trotzdem weiter. Einige Fabriken arbeiteten auch in dieser schwierigen Zeit, manche Schulen und Hochschulen blieben geöffnet, es gab sogar kulturelle Veranstaltungen. Später erzählte Nataschas Oma vom Überlebenswillen, vom Zusammenhalt und vom Mut der Leningrader, die am Ende – trotz der vielen Opfer – gesiegt hatten. Als ich in die DDR zurückkehrte, war mir das Russische nicht mehr so fremd. Ich habe später sogar Russisch studiert und mich dafür eingesetzt, dass im Russischunterricht nicht nur Grammatik gepaukt, sondern auch kommuniziert wird – ich wurde Russischlehrerin. Meine Brieffreundin Natascha konnte mich erst dann besuchen, als es die DDR nicht mehr gab. So weit ging die Freundschaft zwischen der DDR und der Sowjetunion doch nicht, dass man sich ohne großen Aufwand einfach so gegenseitig besuchen konnte. Wir waren dann zusammen auf einem Konzert von Udo Lindenberg, und am Ende sang Udo Nataschas Lieblingslied nur für sie: *Nathalie aus Leningrad*.“

Wendehals



Wendehälse mit politischer Flexibilität waren auf den Demonstrationen 1989 eher unbeliebt.

Immer, wenn unser Enkel zu Besuch kommt, blättern wir gern in alten Fotoalben. Dabei entdeckten wir neulich ein Schulklassenfoto seiner Mutter von 1991, und es fiel der Begriff *Wendehals*, als wir auf den Lehrer zu sprechen kamen. Unser Enkel wollte natürlich sofort wissen, warum wir den damaligen Klassenlehrer als *Wendehals* bezeichneten. Er kenne nur den gleichnamigen Vogel. Dieser Vogel aus der Familie der Spechte kann seinen Kopf um 180° wenden, ohne seine Position zu verändern. Und genau dieses Kunststück war jenem Lehrer in der Wendezeit 1989/1990 mit seiner politischen Einstellung auch gelungen. Als Lehrer für Staatsbürgerkunde

und Sport hatte er unserer Tochter oft zu verstehen gegeben, dass sie mit ihrer christlichen Erziehung und Weltanschauung keine gute DDR-Bürgerin sein könne. Als nach 1990 das Fach Staatsbürgerkunde abgeschafft wurde, wendete er seine Einstellung und hielt Ausschau nach einem passenderen Unterrichtsfach. Als Religionslehrer fand er schnell ein neues Wirkungsfeld.

Die Schriftstellerin Christa Wolf war es, die die frühere Spottbezeichnung für Mitläufer und Opportunisten populär gemacht hatte und die als *Wendehälse* bezeichnete, die einst dem Staat DDR treu ergeben waren, dann aber vor dem Hintergrund des zusammenbrechenden sozialistischen Systems auf die Seite der Kritiker und Reformer wechselten.

Solche Vögelchen flatterten in allen Bereichen der Gesellschaft herum und setzten sich weder für ihre alten Ideale ein, noch ging es ihnen um Reformen und Neuorientierung. Nur ihre eigenen Selbsterhaltungswünsche spielten eine Rolle. Viele Parteigenossen und -genossinnen der SED und der Blockparteien, die all die Jahre die Ideen des Sozialismus propagiert hatten, witterten in dieser Zeit neue Karrierewege und traten in die West-CDU, SPD oder FDP ein. Sogar Egon Krenz, der 49 Tage Staats- und Parteichef war, ernannte sich selbst zum Reformier. „Keinen Artenschutz für Wendehälse“ war die klare Forderung der Demonstranten im Herbst 1989. In den 1990er Jahren verblasste der Begriff, aber ausgestorben sind diese gefiederten Zeitgenossen nicht. Denn Menschen, die von heute auf morgen für einen Vorteil die Seiten wechseln, gibt es in allen Zeiten.

Wendekinder und Nachwendekinder



Wohin mit der neuen Freiheit? Kinder und Teenager der 1990er Jahre wuchsen im Umbruch auf.

In einer Arztserie, die in Erfurt spielt, sind die älteren Patientinnen fast nie berufstätig. In einer Krimiserie mit Leipzig als Handlungsort beklagt ein Millionär, dass sein Sohn das Familienunternehmen, das seit fünf Generationen durchgängig durch die Leipziger Familie geführt wurde, nicht übernehmen will. Westdeutsche Geschichten vor Ostdeutscher Kulisse – ein Ärgernis, das nicht nur die ostdeutsche Generation 50+ stört, sondern an dem sich auch junge Ostdeutsche aufreiben, die die DDR kaum erlebt haben und doch eine besondere Verbindung zum ostdeutschen Staat haben. Sie gehören der Generation der Nachwendekinder an.

Nachwendekinder wurden um 1990 in Ostdeutschland geboren und haben ihre Kindheit und Jugend damit im vereinigten Deutschland verbracht. Die DDR kennen sie vor allem aus den Erzählungen ihrer Eltern, von denen sie auch Wissen und Wörter übernommen haben, wie Kaufhalle, Muttiheft oder Polylux. Eigene Erinnerungen an die DDR haben Nachwendekinder kaum. Und dennoch spielt dieses Land für ihre Identität eine wichtige Rolle.

Ganz andere eigene Erfahrungen haben die sog. Wendekinder gemacht. Sie verbrachten ihre Kindheit in der DDR und ihre Jugend in einer Zeit des Umbruchs und können sich gut an das Jahr 1989 und die frühen 1990er Jahre erinnern. Manche von ihnen hat der radikale Wandel verunsichert oder sogar aus der Bahn geworfen. Die neue Freiheit brachte für viele Ablehnung, Ungewissheit und Orientierungslosigkeit. Andere Wendekinder fanden schnell Halt in den neuen Strukturen und konnten die Freiheiten nutzen, z. B. für Bildungs- und Karrierewege, die es in der DDR nicht gegeben hätte.

Für beide Generationen – für Wendekinder und Nachwendekinder – spielt die ostdeutsche Herkunft Umfragen zufolge eine größere Rolle als die Selbstzuschreibung „westdeutsch“ für junge Menschen aus dem Westen. Soziologen begründen diesen Unterschied auch damit, wie Medien heute über Ostdeutschland berichten. Ostdeutschland wird meist nur dann erwähnt, wenn es Probleme gibt. Viele junge Ostdeutsche stört diese Darstellung. Sie bemängeln auch, dass es kaum Ostdeutsche in Führungspositionen gibt, und würden sich freuen, wenn der Leipziger Fernseharzt Sächsisch und nicht Bayrisch spricht.

Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben



Hoffungsträger im Wendeherbst 1989: Michail Gorbatschow.

Der Satz „Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben“, den der reformorientierte sowjetische Partei- und Staatschef Michail Gorbatschow im Oktober 1989 in Berlin gesagt haben soll, ging in die Geschichtsbücher ein. Noch heute wird er oft in Bezug auf die Wende und den Fall der Berliner Mauer zitiert. Gorbatschow hat diesen Satz allerdings nie so formuliert.

Im Oktober 1989 feierte die DDR den 40. Jahrestag ihrer Staatsgründung. Zum Jubiläum wurden Staatsoberhäupter aus den sozialistischen Bruderländern eingeladen. Unter ihnen war auch Michail Gorbatschow, Generalsekretär der Kommunisti-

schen Partei der Sowjetunion. Überall, wo Gorbatschow auftauchte, skandierten die Menschen *Gorbi! Gorbi!* oder *Gorbi, hilf uns!* Der Moskauer Parteichef war in der DDR sehr beliebt und galt als Hoffnungsträger. Als Gorbatschow am 6. Oktober einen Kranz für die Opfer des Faschismus in der Berliner Neuen Wache niederlegte, ging er direkt auf die westdeutschen Kamerateams zu und sagte: „Ich glaube, Gefahren lauern nur auf jene, die nicht auf das Leben reagieren.“ Am Abend des gleichen Tages marschierte Unter den Linden ein Fackelzug der FDJ. In seinen Erinnerungen schreibt Gorbatschow später, dass der polnische Ministerpräsident Rakowski ihm während des Fackelzuges einige der Losungen dolmetschte, die von der jungen Elite in die Richtung der Tribüne gerufen wurden. Eine davon lautete: *Gorbatschow, rette uns!*

Am nächsten Tag trafen sich Gorbatschow und Honecker zu einem Vier-Augen-Gespräch. Die Journalisten und Journalistinnen warteten auf eine Erklärung des Sprechers der sowjetischen Delegation Gennadi Gerassimow. Endlich erschien dieser mit einem Dolmetscher. Der dpa-Journalist Heinz-Joachim Schöttes erinnert sich an diese Begebenheit so: „Er gab ein Statement ab, eine unglaublich verschachtelte Satzkonstruktion. Das war so nicht berichtbar.“ Schnell suchte Schöttes zusammen mit einem Kollegen der US-Agentur Associated Press nach einer treffenden Übersetzung. Sie einigten sich auf acht Wörter.

Gegen 18.30 Uhr machten zwei Tickermeldungen der dpa und der Associated Press dann einen Satz berühmt, der so nie gesagt wurde: „Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben.“

Westbesuch und Westschokolade



Mercedes und Trabant in friedlicher Koexistenz.

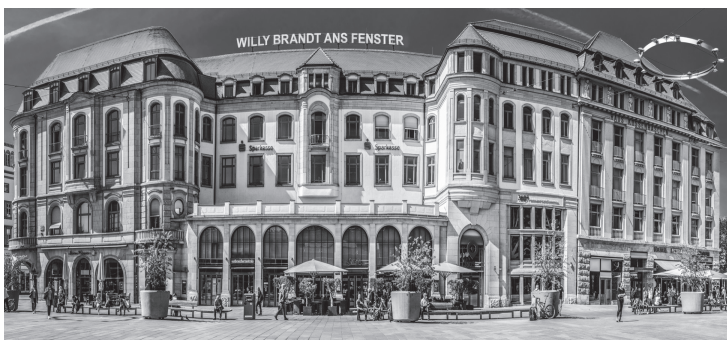
Hatte sich Besuch aus dem Westen angesagt, lautete das Motto für die Gastgeber und vor allem die Gastgeberinnen in der DDR: Wohnung putzen! Denn es sollte demonstriert werden, dass man auch nicht gerade elend dahinvegetierte. Das mühevollen Besorgen eines Festbratens, in vielen Gegenden Bückware, gehörte ebenfalls zu den Vorbereitungen, um den Gästen aus dem goldenen Westen ihren Aufenthalt möglichst angenehm zu gestalten. Die da kamen, glichen nicht selten Boten aus einer verheißungsvollen Welt: mit schickerer Kleidung, duftenden Parfüms, größeren Autos als Trabant und Wartburg zusammen und bunten Bildern aus dem letzten Sommerurlaub am „Ballermann“ oder an der Costa Brava, die nachmittags am Tisch die

Runde machten und ein wenig weite Welt ins DDR-Wohnzimmer hinter dem Eisernen Vorhang holten.

Westbesuch galt aber auch als Verheißung aufgrund der erwarteten Mitbringsel: Schokolade und Kaffee, Kleidung, Südfrüchte, mitunter aber auch ganz alltägliche Gegenstände wie Sahnejoghurt aus bunten Bechern. Deren Inhalt schmeckte ganz anders als die zu Würfeln geronnene Milch aus den Kaufhallen. Die bunt bedruckte Verpackung des Westjoghurts wurde ausgespült und nachgenutzt, weil sie einfach nach *mehr* aussah. Gleiches galt im Übrigen auch für mitgebrachte bunte Plastiktüten aus westdeutschen Kaufhäusern: im Westen Gebrauchsgegenstände, in der DDR Statussymbol und liebevoll mehrfach ausgetragen. Und vielleicht hatten die Gäste ja auch eine BRAVO mit einem Poster von Depeche Mode oder Udo Lindenberg im Gepäck.

Wesentlich ambivalenter erscheint im Rückblick das bisweilen häufig großspurige Auftreten des Westbesuchs, das vielleicht auch nur den unterschiedlichen Formen der Selbstpräsentation geschuldet war. Dass die Westverwandten extra größere Autos (den protzigen Mercedes) anmieteten, um vor den Brüdern und Schwestern im Osten anzugeben, hat sich jedenfalls in der kollektiven Erinnerung eingenistet. Die angereisten Westdeutschen hingegen lamentieren rückblickend über den staatlich verordneten Zwangsumtausch von D-Mark in Mark der DDR. Dieser war bis zum Ende der 1980er Jahre auf 25 D-Mark pro Tag und Person angewachsen, was allen die Not der DDR-Führung, an Devisen zu gelangen, vor Augen führte.

Willy Brandt ans Fenster!



Der Erfurter Hof in Erfurt. Der Schriftzug auf dem Dach wurde erst vor einigen Jahren angebracht.

Wer heute aus dem Erfurter Hauptbahnhof tritt, kann gegenüber auf dem Dach des ehemaligen Hotels Erfurter Hof in großen Lettern den Schriftzug „Willy Brandt ans Fenster“ lesen. Doch was hat der frühere Bundeskanzler eigentlich mit der thüringischen Landeshauptstadt zu tun?

Der Sozialdemokrat Willy Brandt hat die europäische Nachkriegsgeschichte entscheidend mitgeprägt. In seiner Heimatstadt Lübeck kam er schon früh mit der sozialdemokratischen und sozialistischen Bewegung in Berührung und engagierte sich dort aktiv. Deshalb stand er nach 1933 auf der Liste der politisch unerwünschten Personen und musste aus Deutschland fliehen.

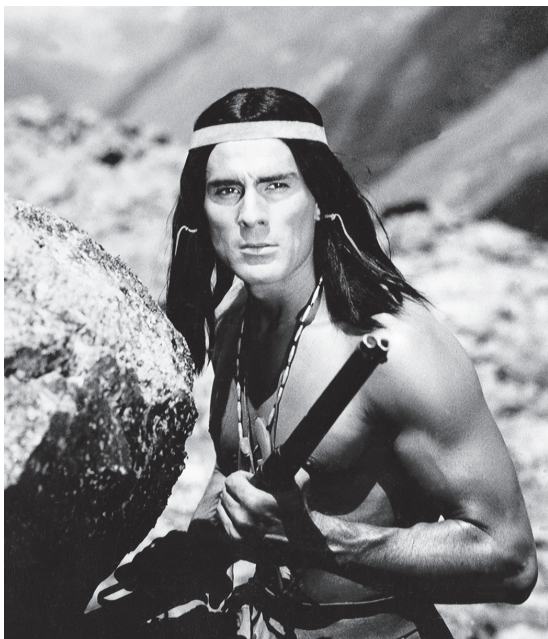
Nach seiner Rückkehr fand er schnell den Weg zurück in die Politik. Während seiner Amtszeit als Bundeskanzler legte Brandt großen Wert auf die Verbesserung der Beziehungen

mit den mittel- und osteuropäischen Staaten. Diese Politik des Wandels durch Annäherung führte zum Abschluss der sogenannten Ostverträge. Bei einem Besuch in Polen 1970 kniete Brandt vor dem Denkmal für die Opfer des Warschauer Ghettos nieder. Diese große Geste eines Mannes, der selbst gegen die Nazis gekämpft hatte, brachte ihm Sympathien in der ganzen Welt ein.

Unvergessen ist auch Brandts Besuch in der DDR im März 1970 in Erfurt, wo er mit dem DDR-Ministerpräsidenten Willi Stoph zusammenkommen sollte. Aber nicht die politischen Gespräche gingen in die Geschichte ein, sondern eine kleine Episode am Rande der Ereignisse. Trotz der Absperrungen stürmten Tausende Erfurter und Erfurterinnen den Bahnhofsvorplatz vor dem Tagungshotel Erfurter Hof. Deutlich vernahm der Bundeskanzler dort aus der Menge die Rufe: „Willy Brandt ans Fenster! Willy Brandt ans Fenster!“ Dem Staatsgast war bewusst, dass er diese spontanen Sympathiekundgebungen nicht offen unterstützen durfte. Dennoch entschied er sich, ans Fenster zu treten und die Menschen mit einer beruhigenden Geste zu begrüßen. Dieser kurze Augenblick am Fenster von Erfurt gehört zu den bekanntesten Momenten der deutsch-deutschen Geschichte.

Im Jahr 2009 wurde beschlossen, diesen Augenblick zu würdigen und für spätere Generationen festzuhalten. Seitdem grüßt der Schriftzug „Willy Brandt ans Fenster“ alle Besucher und Besucherinnen der Blumenstadt.

Winnetou des Ostens



Der Winnetou des Ostens auf der Pirsch.

Obwohl Karl May aus Sachsen stammte, tat sich die DDR schwer mit seinem reichen Erbe. Dem Schriftsteller warf man Rassismus und eine Verherrlichung der deutschen Wesensart vor. Erst in den 1980er Jahren wurden seine Bücher neu aufgelegt und gehörten zur gefragtesten Bückware des Landes. Trotzdem waren Winnetou und Old Shatterhand schon lange allein ein Begriff. Die Filme aus den 1960er Jahren mit Pierre Brice und Lex Barker liefen oft im Westfernsehen und später auch in der DDR. Seit seinem Auftreten in Karl Mays Romanen durch-

lebt Winnetou eine Persönlichkeitswandlung von einem wilden zu einem edlen Mann. Den Deutschen Old Shatterhand macht May zu seinem Blutsbruder, wodurch die Werte der christlichen und der indianischen Kultur eine Begegnung erleben. Doch Karl May war kein Hollywood-Romantiker: Die kurze Liebesbeziehung zwischen Old Shatterhand und Winnetous Schwester Schöner Tag endet mit ihrer Ermordung von Schurkenhand. Und auch den großen Häuptling selbst begleiten die Leser und Leserinnen am Ende des dritten Bandes unter Tränen auf seiner Reise in die ewigen Jagdgründe.

Im zweiten Teil der Winnetou-Verfilmungen machte 1964/65 in der Nebenrolle als Weißer Rabe ein junger Mann auf sich aufmerksam, der kurze Zeit später zum Indianerhäuptling der DEFA aufstieg: Der Jugoslawe Gojko Mitić. Sein Name ist heute untrennbar mit den DDR-Indianerfilmen wie *Die Söhne der großen Bärin*, *Chingachgook*, *die große Schlange* oder *Spur des Falken* verbunden. Insgesamt spielte er als Rothaut zwölf Hauptrollen. Die Filme wurden auch große Exportschlager der DEFA. Bei seinem Kampf gegen das Unrecht in der Welt stellte Gojko Mitić in allen seinen Rollen auch die Liebe zur Natur in den Mittelpunkt und galt somit als authentischer Indianer. Er hat Generationen geprägt und wurde selbst zur Ikone und zum Mythos. Zusammen mit Dean Reed und Manfred Krug war der „Winnetou des Ostens“ einer der Superstars in der DDR und natürlich auch Frauen- und Mädchenschwarm. Für sein filmkünstlerisches Schaffen erhielt Mitić 2019 von der DEFA-Stiftung einen Preis für sein Lebenswerk. Und noch heute ist er ein gefragter Schauspieler, denn was sind schon 80 Jahre für einen Häuptling der Apachen?

Wir kochen gut



Wir kochen gut hilft auch beim Backen.

Man nehme Butter, Kokosfett, Milch, Eigelb und Zucker. Durch kräftiges Rühren und Kühlen erhält man eine Creme mit großer Ähnlichkeit zu Schlagsahne. Dieses clevere Rezept ist im DDR-Kochbuch *Wir kochen gut* zu finden, das bis heute über fünf Millionen Mal verkauft wurde. Hervorgegangen ist der Küchendauerbrenner aus dem Nachkriegskochbuch *Schmalhans kocht trotzdem gut* und dem Folgeband *Schmalhans Ade* von 1950. 1962 schließlich erscheint das Grundkochbuch *Wir kochen gut* mit über 1.000 Rezepten und Hinweisen zu Haushaltsführung, Tischsitten und gesunder Ernährung.

Als Zutaten dienen meist regionale Produkte. Bei den Fleischgerichten erhalten nur Kaninchen und Geflügel ein

Extra-Kapitel, beides Tierarten, die oft privat gezüchtet wurden und deswegen keine Mangelware waren, dementsprechend findet man auch Anleitungen zum Ausnehmen und Häuten. Doch nicht nur hier bietet das Buch Einblicke in die lückenhafte Lebensmittelversorgung der DDR: So gibt es Kapitel zu Resteverwertung und Lagerung, Anleitungen zum Einkochen sowie Rezepte zum kreativen Umgang mit Mangel und insgesamt sehr kurze Zutatenlisten. Doch auch für Seltenheiten wie Bananen oder Lammfleisch bietet das Kochbuch Verwendungshinweise. Für Feste und Feiern rät man im Buch dazu, in einer Gaststätte zu essen, vielleicht auch, weil die Autorinnen wussten, wie viel an Planungsgeschick und Erfindungsreichtum das Bekochen einer Festtagsgesellschaft bedurfte.

Trotz Mangel war die DDR-Küche mitnichten sparsam. Die im Buch empfohlenen Tagesmengen an Kalorien pro Person liegen deutlich über den Richtwerten, die heute empfohlen werden. Rezepte wie etwa das beliebte „Ragout fin“ (überbackenes Ragout aus Hähnchenfleisch) zeigen den Hang zu deftigen Gerichten.

Noch heute steht die Ost-Küchenbibel in vielen Haushalten, nicht selten als zerfledderte Ausgabe, die seit der Jugendweihe im Besitz ist. Besonders geschätzt werden die einfachen Anleitungen, aber auch Rezeptklassiker wie Klöße und Sauerbraten. Manches Rezept klingt heute eher ungewöhnlich und sollte vielleicht gerade deswegen einmal getestet werden. Wie wäre es mit einer Kaltschale aus Bier, Zitronenschale, Zucker, Korinthen und Brot? Sollte es Ihnen nicht schmecken, so rät das Buch, lassen Sie beim nächsten Mal die Zitronenschale einfach weg.

Wir wollen immer artig sein!



Szene aus dem Dokumentarfilm *flüstern & SCHREIEN* (1988).

Neben der staatlich organisierten Jugendkultur gab es in der DDR auch verschiedene Jugendbewegungen oder Subkulturen, die sich dem Einfluss des Staates entzogen. Und unter der einheitlichen FDJ-blauen Oberfläche ging es ganz schön bunt zur Sache, vor allem, seit die Punk-Welle auch durch den Arbeiter- und Bauernstaat schwappte. Die unangepassten und rebellischen Punks passten ganz und gar nicht in die schöne heile sozialistische Welt. Das damals tatsächlich so genannte „Punkproblem“ sollte gelöst werden, und die Punker sollten von der Bildfläche verschwinden. Hierzu wurden gegen die

vermeintlichen Staatsfeinde mit den Lederjacken und bunten Haaren alle nur denkbaren Repressionsmittel eingesetzt, von Umgangs- und Gaststättenverboten über Meldeauflagen bis hin zu Gefängnisstrafen. Und die Staatssicherheit versuchte natürlich, die Szene zu unterwandern.

Aber negative Erfahrungen machten die Punks auch mit ganz gewöhnlichen Menschen. Wegen ihres Aussehens mussten sie sich in der angeblich nazifreien DDR häufig Sprüche wie „Sowas wie euch müsste man vergasen!“ oder „Mit euch hätte Adolf kurzen Prozess gemacht!“ gefallen lassen. Hymne der Berliner Punks war das Lied *Nazis wieder in Ostberlin* der Bands Virus X und Namenlos, für dessen öffentliches Absingen Gefängnis drohte. Nazis gab es schließlich nur in Westdeutschland!

Die Bekanntheit vieler der zahllosen Punkbands reichte kaum über den eigenen Proberaum hinaus. Nur wenige fanden ein größeres Publikum wie Planlos, Die Skeptiker, Schleim-Keim oder Wutanfall. Die authentischste DDR-Punkband der 1980er Jahre war laut Lutz Schramm von DT64 das Berliner Trio Feeling B mit dem charismatischen Sänger Aljoscha Rompe, dem Gitarristen Paul Landers und dem Keyboarder Christian Lorenz. Ihr letztes Konzert in dieser Besetzung gaben Feeling B am 1. Mai 1994 beim Punk-Festival Steinbrücken in Thüringen. An diesem Tag hatte dort auch das damals völlig unbekannte Bandprojekt Rammstein einen seiner ersten Auftritte, mit dem Landers und Lorenz bis heute kommerziell recht erfolgreich um die Welt touren. Rompe konnte nach dem Weggang der beiden nicht an frühere musikalische Erfolge wie *Artig* anknüpfen. Er verstarb im Jahr 2000 im Berliner Stadtteil Prenzlauer Berg.

Zonen-Gaby



Die Zonen-Gaby kommt in Wirklichkeit aus dem Westen.

Am Anfang wurde über Zonen-Gaby und ihre *erste Banane* nur im Westen gelacht. Schließlich zierte die junge Frau mit ihren kurzen wasserstoffblonden Locken und ihrer verwaschenen Jeansjacke bereits im November 1989 das Titelbild der *Titanic* – als die Mauer noch stand. Und in der damaligen DDR gab es das „endgültige Satiremagazin“ ja noch nicht zu kaufen.

Zonen-Gaby heißt im wahren Leben Dagmar. Sie war 29 statt 17 und mitnichten in der DDR zu Hause, sondern Arzthelferin aus Worms. Gaby-Dagmar gehörte zum Bekanntenkreis des *Titanic*-Chefredakteurs, der mit anderen Mitgliedern des *Titanic*-Kollektivs im Spätsommer 1989 die in Ungarn einset-

zende Massenausreise von DDR-Bürgern in den Westen mit satirischen Mitteln aufs Korn nehmen wollte.

Einer der Satiriker soll, so recherchierte es viele Jahre später die *Süddeutsche Zeitung*, in der Runde dann die zündende Idee gehabt haben: „Wir zeigen einfach eine junge Frau, die eine Banane in der Hand hält. Zonen-Gaby im Glück.“ Ein Kollege habe weitergesponnen, dass die Frau dazu statt einer Banane eine Gurke halten müsse. So entstand die Aufnahme vor rosa Hintergrund und mit künstlichen Glückstränen in einem Fotostudio im Taunus. Model Dagmar bekam Locken vom Friseur – und eine Gage von 300 Mark, natürlich West! Als Dagmar später die November-*Titanic* in einem Wormser Supermarkt kaufte, wurde sie nicht mal von der Kassiererin erkannt.

Eine echte Zonen-Gaby hätte allerdings gewusst, welche Frucht ihr gerade angedreht wurde: Gurken waren keine Bückware in der DDR. Selbst Bananen hatte es hin und wieder gegeben. Wer sie kaufen wollte, brauchte das richtige Timing, gute Beziehungen zum Verkaufspersonal, ausreichend Geduld in der Warteschlange oder Zugriff auf ein spärlich vorhandenes Tauschobjekt.

Die *Titanic* traf mit ihrem Cover den Lachnerv der Republik. Auch Ostdeutsche, die am später vielfach nachgedruckten Titelbild nicht mehr vorbeikamen, u. a. mit Kanzlerin Angela Merkel als Zonen-Geli, fühlten sich mit etwas zeitlichem Abstand durchaus treffend karikiert – und zwar als jene Menschen, die aufgrund des jahrzehntelangen Warenmangels nun Gefahr liefen, von den Verkaufskanonen aus dem Westen bei dem einen oder anderen Geschäft übers Ohr gehauen zu werden.

Autorenverzeichnis

Volker Altenburg 21f., 99f., 139f., 161f., 195f.
Yannik Baumann 37f., 59f., 175f.
Aleksandra Bednarowska 17f., 23f., 43f., 123f., 217f.
Uta Bernecker 13f., 29f., 111f., 119f., 143f., 151f., 213f.
Alexander Brand 113f., 197f., 219f.
Hendrik Domrös 89f.
Michael Fiedler 87f., 101f., 141f., 155f., 187f.
Peggy Germer 69f.
Silke Gester 71f.
Tim Heinrichs 77f.
Uwe Hentschel 61f.
Jörg Hochfeld 57f., 169f.
Lorenz Hoffmann 35f.
Wolf Jurkschat 65f.
Olaf Klepel 103f.
Johannes Benjamin Köck 181f.
Thomas Kolitsch 15f., 25f., 45f., 97f., 131f., 137f., 163f., 171f., 183f.,
199f., 201f., 221f.
Anastasija Kuzenkova 19f.
Jan Kyjonka 115f.
Angela Malz 81f., 85f., 107f.
Nick Meister 47f., 189f.
Nils Michaelis 159f.
Tino Moritz 73f., 125f., 229f.
Inga Probst 27f., 95f.
Laura Rothe 133f., 177f.
Heidelore Rutz 105f.
Hans Sack 117f.
Lucien Sprenger 11f.
Coretta Storz 31f., 33f., 75f., 91f., 117f., 149f., 165f., 205f., 207f.,
215f., 225f.
Barbara Thron 153f.

Kai Witzlack-Makarevich 39f., 41f., 49f., 51f., 53f., 55f., 63f., 67f.,
79f., 83f., 93f., 109f., 113f., 127f., 129f., 135f., 139f., 145f., 147f.,
157f., 167f., 179f., 183f., 185f., 191f., 193f., 195f., 197f., 203f.,
209f., 223f., 227f.

Nadja Wulff 173f., 211f.

Borut Zabkar 121f.

Bildnachweis

- 11 Foto: DEFA-Stiftung.
- 13 Foto: Klaus Kurt.
- 15 Foto: Herbert Schulze.
- 17 Foto: Gedenkstätte Berliner Mauer.
- 19 Foto: Klaus Kurt.
- 21 Foto: Klaus Kurt.
- 23 Foto: privat.
- 25 Foto: GMRE (Isolde Alicke) – Inventar-Nr. F.A.09984/2.
- 27 Foto: GMRE (Plakat) – Inventar-Nr. 17823.
- 29 Bild: DDR-Museum Machow.
- 31 Foto: Klaus Kurt.
- 33 Foto: privat.
- 35 Foto: privat.
- 37 Foto: DEFA-Stiftung.
- 39 Foto: Bundesarchiv, Bild 183-1988-0105-018/
Fotograf: Wolfgang Thieme.
- 41 Foto: privat.
- 43 Foto: Gedenkstätte Berliner Mauer.
- 45 Foto: DEFA-Stiftung.
- 47 Foto: Klaus Kurt.
- 49 Foto: Klaus Kurt.
- 51 Foto: Herbert Schulze.
- 53 Foto: DEFA-Stiftung.
- 55 Foto: Peter Poser.
- 57 Foto: Herbert Schulze.
- 59 Foto: DEFA-Stiftung.
- 61 Foto: Volksschauspiele Ötigheim.
- 63 Foto: Klaus Kurt.
- 65 Foto: GutsMuths-Rennsteiglaufverein.
- 67 Foto: Bundesarchiv, Bild 183-L0827-207 /
Fotograf: Friedrich Gahlbeck.
- 69 Foto: Klaus Kurt.
- 71 Foto: privat.
- 73 Foto: Kurt Hamann.

- 75 Foto: DEFA-Stiftung.
77 Foto: Klaus Kurt.
79 Foto: Klaus Kurt.
81 Foto: Bundesarchiv, Bild 183-1990-0108-414 /
Fotograf: Thomas Uhlemann.
83 Foto: privat.
85 Foto: Bundesarchiv, Bild 183-L0911-025/ Fotograf: Peter Koard.
87 Foto: Klaus Kurt.
89 Foto: Klaus Kurt.
91 Foto: Klaus Kurt.
93 Foto: Bundesarchiv, Bild 183-1990-0906-405/
Fotograf: Hartmut Reiche.
95 Foto: Bundesarchiv, Bild 183-33560-0008/
Fotograf: Kurt Kümpfel.
97 Foto: Dieter Bernecker.
99 Foto: Klaus Kurt.
101 Foto: privat.
103 Foto: privat.
105 Foto: Bundesarchiv, Bild 183-1989-1228-006/
Fotograf: Wolfgang Thieme.
107 Foto: privat.
109 Foto: Klaus Kurt.
111 Foto: Wilfried Clauß.
113 Foto: Klaus Kurt.
115 Foto: Archiv Gedenkstätte GJWH Torgau.
117 Foto: Jakob Nützler.
119 Foto: Klaus Kurt.
121 Foto: Schimmer.
123 Bundesarchiv B 285 Bild-14676, Fotograf: unbekannt.
125 Foto: Bundesarchiv, Bild 183-T0709-148 / Fotograf: Peter Koard.
127 Foto: Archiv Ariane Speckhahn.
129 Foto: Olsenbandenfanclub Deutschland.
131 Foto: Klaus Kurt.
133 Foto: Klaus Kurt.
135 Foto: GMRE, Inventar-Nr. F.A.025899/1,
Fotograf: Fritz Gahlbeck.
137 Foto: MOSAIK – Die Abrafaxe 2020.

- 139 Foto: DEFA-Stiftung.
141 Foto: Klaus Kurt.
143 Foto: Bundesarchiv, Bild 183-1989-1210-006.
Fotograf: Klaus Oberst.
145 Foto: Klaus Kurt.
147 Foto: Klaus Kurt.
149 Foto: DRA. Fotografin: Waltraut Denger.
151 Foto: Klaus Kurt.
153 Foto: Archiv Uta Eickworth.
155 Foto: Klaus Kurt.
157 Foto: Klaus Kurt.
159 Foto: Gedenkstätte Berliner Mauer.
161 Foto: Klaus Kurt.
163 Foto: Klaus Kurt.
165 Foto: Klaus Kurt.
167 Foto: GMRE, Inventar-Nr. F.A.03221/2.
Fotograf: Fritz Gahlbeck.
169 Foto: Bundesarchiv, Bild 183-1989-1029-009.
Fotograf: Klaus Oberst.
171 Foto: Klaus Kurt.
173 Foto: Klaus Kurt.
175 Foto: DEFA-Stiftung.
177 Foto: Harald Rothe.
179 Foto: Klaus Kurt.
181 Foto: Bundesarchiv, Bild 183-N0503-0310.
Fotograf: Rainer Mittelstädt.
183 Foto: DEFA-Stiftung.
185 Foto: Klaus Kurt.
187 Foto: Bundesarchiv, Bild 183-B0322-0012-001.
Fotograf: o. Ang.
189 Foto: Bundesarchiv, Bild 183-1984-1003-010.
Fotograf: Helmut Schaar.
191 Foto: Klaus Kurt.
193 Foto: Bundesarchiv, Bild 183-30479-0002. Fotograf: Illner.
195 Foto: Klaus Kurt.
197 Foto: Bundesarchiv, Bild 183-1990-1219-006.
Fotograf: Klaus Franke.

- 199 Foto: Herbert Schulze.
201 Foto: DEFA-Stiftung.
203 Foto: Archiv Heide Lore Rutz.
205 Foto: privat.
207 Foto: Klaus Kurt.
209 Foto: Klaus Kurt.
211 Foto: Klaus Kurt.
213 Foto: Bundesarchiv, Bild 183-1989-1113-050.
Fotograf: Ulrich Häßler.
215 Foto: privat.
217 Foto: GMRE, Inventar-Nr. F.A. 02753/1.
Fotograf: Fritz Gahlbeck.
219 Foto: Regina Fabig.
221 Foto: Klaus Kurt.
223 Foto: DEFA-Stiftung.
225 Foto: Klaus Kurt.
227 Foto: DEFA-Stiftung.
229 Foto: Titanic Magazin 11/1989.

Hat Ihnen dieses Buch gefallen?

Ihre Anregungen zu *Von Alfons Zitterbacke bis Zonen-Gaby* nehmen wir gern entgegen.

Für die ersten fünf Einsendungen bedanken wir uns mit Präsenten der Halloren Schokoladenfabrik.

Anschrift: Edition Noack & Block
Wittelsbacherstraße 27a
10707 Berlin

E-Mail: info@noack-block.de

